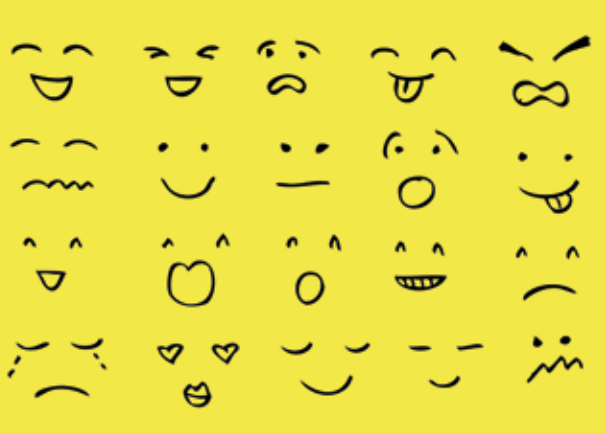
ad astra.

Magazin für Wissenschaft & Kultur
der Alpen-Adria-Universität Klagenfurt

März 2018



Kein Mensch ist einsprachig.

LANGE NACHT der FORSCHUNG

Eintritt frei!

13. April 2018

Universität Klagenfurt und Lakeside Park

101 spannende Stationen für alle von 1 bis 101 Jahren

Keynote von Gerichtspsychiaterin Heidi Kastner

Musikeinlagen von Danny and the Bad Rats

www.lnfktn.at

© message.at | Artwork: BUERO.BAND

Maurer

„Das größte Sanierungsprojekt in der Geschichte der Alpen-Adria-Universität – ein großartiger Erfolg!“

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

der durch Wahlkämpfe allerorts geprägte Zeitgeist würde wohl eine derartige Schlagzeile erforderlich machen, um abschließend vom großen Renovierungsprojekt 2013–18 zu berichten. Als Universitätsmenschen erwarten wir uns allerdings statt plakativer Verkürzungen einen etwas sachlicheren Ton:

Die Universität hat nunmehr nach 20-monatiger Bauzeit den Großteil dieses Unterfangens überstanden – die letzten Lärm und Staub verursachenden Tätigkeiten erfolgten während der Semesterferien. Nun geht es an die Aufräumarbeiten außen und an den Fassaden. Im Sommer wird das Projekt Geschichte sein.

Der Aufwand war eindrucksvoll: Für 26 Mio. Euro haben 88 Firmen mit 550 MitarbeiterInnen aus 11 Staaten auf Basis von 800 Werkplänen am Projekt gearbeitet und dabei 3.300 m² Wände abgebrochen, 11.000 m² abgehängte Decken bzw. Deckenverkleidungen montiert, 2.400 m² Böden aufbereitet und 155 km Elektro- und Netzwerkkabel verlegt. Als Kollateralschäden waren eine gebrochene Kniescheibe, 3 gebrochene Finger und eine Schnittwunde zu verzeichnen – mögen die Betroffenen rasch genesen!

Noch ein wenig erschöpft von etlichen unvermeidlichen Unbilden während des Umbaus auf das Ergebnis blickend, stelle ich fest, dass beide betroffenen Gebäude tatsächlich in wunderbarem, neuem Glanz erstrahlen: „Licht und Luft“ haben die Bunkeratmosphäre der 70er Jahre ausgetrieben. Abgenutztes wurde durch Neues ersetzt, der neue offene Stil spiegelt das Selbstverständnis einer elfenbeinbefreiten Universität des 21. Jahrhunderts wider. Auch wenn wir uns an manche Details noch gewöhnen werden müssen und uns die eine oder andere gestalterische Fragwürdigkeit über die nächsten 40 Jahre begleiten wird, war es ein erfolgreicher Schritt *per aspera ad astra*! An alle, die dazu beigetragen haben – von den geduldigen NutzerInnen und ihren „Wirten“, die sie während ihres Exils beherbergt haben, über die heroischen Abteilungen Gebäude und Technik und Zentraler Informatikdienst, die diesen Umbau neben dem Tagesgeschäft „miterledigt“ haben, die örtliche Bauaufsicht und die von ihr koordinierten Gewerke, bis zum Team der BIG und den Architekten als „Motoren“ bzw. „Eltern“ des Gesamtprojekts: Herzlichen Dank!

Martin Hitz
Vizerektor

IMPRESSUM

ad astra.
Magazin für Wissenschaft & Kultur der Alpen-Adria-Universität Klagenfurt
ad astra erscheint zweimal jährlich und kann kostenlos unter adastra@aau.at abonniert werden. Die nächste Ausgabe erscheint im Oktober 2018.
Herausgeberin: Alpen-Adria-Universität Klagenfurt
Redaktion: Lydia Krömer (verantwortlich), Annegret Landes, Barbara Maier, Romy Müller, Theresa Kaaden, Katharina Tischler-Banfield
Anschrift der Redaktion: Alpen-Adria-Universität Klagenfurt, Öffentlichkeitsarbeit & Kommunikation, Universitätsstraße 65–67, 9020 Klagenfurt am Wörthersee, Austria, T: +43 463 2700 9304, E-Mail: adastra@aau.at
Titelbild: Handini_AtmDdiwiry/Fotolia
Gestaltung|Satz|Layout: Susanne Banfield-Mumb Mühlhaim
Auflage: 4.000 Exemplare
Druck: Samson Druck, 5581 St. Margarethen 171

ad astra finden Sie online unter: www.aau.at/ad-astra

RECYCLED Aus Recyclingmaterial FSC® C022357 www.fsc.org

ClimatePartner
klimaneutral
Druck | ID 11442-1801-1001

gedruckt nach der Richtlinie „Druckerzeugnisse“ des Österreichischen Umweltzeichens, Samson Druck GmbH, UW-Nr. 837

inhalt

3 editorial, impressum

6 titelthema

7 Deutsch-Mandarin, Syrisch-Deutsch oder Slowenisch-Deutsch? Von den Wertigkeiten der Mehrsprachigkeit
Linguist Alexander Onysko und Bildungsforscher Hans Karl Peterlini sprechen über den Status der Mehrsprachigkeit. Eine Analyse des Themas Mehrsprachigkeit in Forschung & Lehre, Schule & Unterricht und unter dem Fokus der Gebärdensprache.

12 umwelt

13 No care, if it's there. Der Umgang mit Wasser im öffentlichen Diskurs.
Franzisca Weder untersuchte öffentliche Diskurse zum Risiko einer zukünftigen Wasserversorgung und Wasserknappheit.

14 Das Görtschitztal: kein stilles Tal
„Selfies im Görtschitztal": Ein Projekt und eine Ausstellung, um junge GörtschitztalerInnen sichtbar und hörbar zu machen.

16 Der Mensch ist, was er isst.
Karlheinz Erb über brisante, aber auch ermunternde Ergebnisse für unsere Ernährungsgewohnheiten.

18 gesellschaft

19 Die phantasierte Bedrohung
Beeinflussen Massenmedien und Politik das Sicherheitsempfinden?

20 Eine spannende Reise ins Bauhandwerk des Mittelalters
Originalgetreuer Bau einer mittelalterlichen Burg in Friesach

22 How safe is safe enough?
Ein Gespräch mit Matthias Karmasin über Medienverantwortung und Rechenschaftspflicht

23 wirtschaft

24 Warum wer wie spendet
Wie reagieren Menschen auf Spendenaufrufe und welchen Einfluss hat das Zahlenverständnis darauf?

26 Warum gehen Menschen krank zur Arbeit?
„Präsentismus" und die Folgen für Unternehmen und Volkswirtschaft

28 hightech

29 Möglichst leicht auf Höhenflug
Kabellose Kommunikation für die Luftfahrt

30 Klagenfurter Forscher auf Mars-Mission-Simulation im Oman
Tests in der Wüste von Dhofar mit Drohnen, die ohne GPS-Steuerung fliegen

32 „Kunden, die diesen Artikel gekauft haben, kauften auch ..."
Wie funktionieren Empfehlungssysteme auf Amazon, Google & Co?

34 bildung

35 Sportliches Lesen
Markus Pissarek über Lesestrategien und wie die Lust am Lesen bei Kindern geweckt werden kann

inhalt

36 Wie viel Emotion braucht die pädagogische Beziehung?
Über Sympathien zwischen LehrerIn & Kind und die Ängste beim Lernen

38 gesundheit

39 Ungetrübte Sicht bei endoskopischen Operationen
Ein Forscherteam entwickelt ein Echtzeit-Raucherkennungssystem.

40 „Wenn man literarisch schreibt, muss man sich immer aufs Spiel setzen."
Artur R. Boelderl im Interview über körperliche und seelische Grenzerfahrungen bei Lesenden und Schreibenden

42 Schöne, fitte Instagram-Welt
Katrin Döveling über die Auswirkungen der Nutzung von Fitnessblogs auf Instagram auf Körperbilder und Selbstwahrnehmung

44 kunst

45 „Undterschüdlüche geschüchten ..."
Klagenfurts frühe Geschichte in Reimform, erkundet mit der Historikerin Elisabeth Lobenwein

46 Die Welt ist nicht rund
Einblicke in Kunst und Leben von Johanes Zechner anlässlich seiner Ausstellung Tilly Lab Circle an der AAU

48 Erosion am Tagliamento
Ein Kunstprojekt des UNIKUM mit Herwig Turk zum und am Tagliamento

49 menschen

50 Der Mensch & alles um ihn herum
Umweltpsychologe Robert Gennaro Sposato im Gespräch mit ad astra

52 Sehnsuchtsräume zwischen Kunst und Wissenschaft
Gastprofessor Michael Zinganel über sozialistische Ferienanlagen der Adriaküste

54 Im Kosmos von Anke Bosse

56 freunde & förderer

57 Neue Stiftungsprofessur „Industrie 4.0"
Stiftungsprofessur zum Zukunftsthema „Industrie 4.0": Adaptive und Vernetzte Produktionssysteme"

58 Ein Wiedersehen mit ... Solveig Menard-Galli
Alumni im Porträt

60 Talente fördern
„Klagenfurt-Stipendium" zur Förderung von Masterstudierenden

61 campus

62 Das USI am Uni-Campus – mehr als ein Sportzentrum
USI-Direktor Franz Preiml über die Entwicklung des USI in den letzten 15 Jahren

64 Helligkeit und offene Atmosphäre
Fotoreportage: Nach zwei Jahren Bautätigkeit ist die Sanierung von Zentral- und Nordtrakt fast abgeschlossen.

Deutsch-Mandarin, Syrisch-Deutsch oder Slowenisch-Deutsch? Von den Wertigkeiten der Mehrsprachigkeit

Die Nationalstaatsidee wünscht sich perfekte Einsprachigkeit. Die Sprachwissenschaft hingegen sieht Mehrsprachigkeit als etwas Normales an. Und Mehrsprachigkeit ist nicht gleich Mehrsprachigkeit: Während bildungsbürgerliche Eltern ihre Kinder mitunter schon im Kindergarten in den Mandarin-Unterricht schicken, genießen syrisch-deutsch Sprechende wenig gesellschaftliche Hochachtung. *ad astra* hat mit dem Linguisten Alexander Onysko und dem Bildungsforscher Hans Karl Peterlini über den Status der Mehrsprachigkeit gesprochen.

Interview: *Romy Müller* Fotos: *Daniel Waschnig im Wappensaal im Landhaus Klagenfurt*

Wie mehrsprachig ist Ihr Alltag?
Onysko: Mein Alltag ist allein schon durch meine Arbeit recht mehrsprachig. An unserem Institut für Anglistik und Amerikanistik ist Englisch unsere Umgangssprache. Deutsch ist hier meine Nebensprache. Außerdem ist meine Frau Italienerin und Sprachwissenschaftlerin in Anglistik. Wir haben nun unser erstes Kind bekommen, das wir gerne dreisprachig – also Englisch, Deutsch und Italienisch – aufwachsen lassen wollen.
Peterlini: Mein Alltag ist weniger mehrsprachig, als man für jemanden vermuten könnte, der wie ich aus einem zweisprachigen Gebiet wie Südtirol kommt. Das Englische kommt in meinem Alltag kaum vor; eher nur in der Lektüre. Zuhause ist Deutsch unsere Familiensprache. In meiner Kindheit hat mich das Italienisch meiner Großeltern begleitet. Uns ist es aber nicht gelungen, Italienisch in der Familie hinzuzunehmen, weil das gekünstelt gewirkt hätte. Unseren Kleinsten wollte ich auf den italienischen Kindergarten vorbereiten, indem ich im Sommer davor mit ihm begonnen habe, italienisch zu sprechen. Da hat er sich aufgeregt und eingefordert: „Papi, red normal!“ Im Kindergarten hat er sich aber sehr schnell zurechtgefunden und auch die neue Sprache erlernt. Bei Kindern gilt ja: Wenn man kein Drama macht, machen sie auch keines. Hier in Kärnten ist mein großer Vorsatz, Slowenisch oder BKS zumindest ansatzweise zu lernen. Bisher habe ich das nicht geschafft, aber ich genieße es auch, wenn meine Kolleginnen und Kollegen untereinander slowenisch sprechen und ich der Melodie der Sprache lauschen kann.

Ihr Blickwinkel auf Mehrsprachigkeit ist positiv. Wie kann man sich erklären, dass sich manche so sehr davor fürchten?
Peterlini: Es gibt diese unheilvolle Koppelung im Nationalstaat zwischen Demos und Ethnos. Man glaubt, der Nationalstaat bedarf eines Volkes, das eine Sprache spricht. Sprachliche Vielfalt wird als Störung begriffen.

War das schon immer so?
Peterlini: Am Hofe wurde früher Mehrsprachigkeit sehr gepflegt: Die privilegierten Schichten durften also sehr wohl in Französisch und Latein parlieren. Das Volk hingegen sollte einsprachig sein, weil man annahm, dass die Zweisprachigkeit den Geist und den Charakter überfordert. Mancherorts sind Stränge dieser Sprachideologie auch heute noch präsent. Man glaubt, dass eine zweite oder dritte Sprache die erste Sprache gewissermaßen beschädigt.
Onysko: Das ist ein defizitärer Zugang zur Mehrsprachigkeit. Die Annahme ist tatsächlich, dass mehrsprachig aufwachsende Kinder im Vergleich mit einsprachigen in Studien ein kleineres Vokabular aufweisen würden. In gemeinsamen Schulsituationen wird das häufig defizitär gehandhabt, was wiederum zu einer Abwärtsspirale führen kann.

Was sagt die Linguistik dazu?
Onysko: Da sind die Befunde recht eindeutig: Mehrsprachige Kinder haben insgesamt das gleiche Vokabularvermögen und können Fehlendes im Laufe ihrer Lebens- und Lernjahre ausgleichen. Mit 11 bis 12 Jahren können die meisten Kinder beide Sprachen gleich gut. Der Erfolg kommt auf den Sprachinput an. Grundsätzlich gilt es aber, ein wenig Geduld zu haben und Aufklärungsarbeit zu leisten, damit diese Kinder auch entsprechend in den Schulen gefördert werden. Lehrerinnen und Lehrer sollen die Chance haben zu erkennen, dass sich diese Kinder ganz normal entwickeln.

Welche Effekte hat Mehrsprachigkeit?
Onysko: Studien zeigen, dass mehrsprachig aufwachsende Kinder besser von einer Aufgabe zu einer anderen umschalten können, beispielsweise davon, Bilder nach einer Farbe und später nach ihrer Form zu sortieren. Da sind sie schneller. Sie scheinen eine höhere kognitive Flexibilität zu haben; etwas also, das sich auch im Zusammenleben mit anderen äußert.

Verstehen Sie, dass Schulen aber dennoch lieber einsprachig geführt werden?
Onysko: Schulen folgen oft einer Sprach-

ideologie, die das „perfekte“ Beherrschen einer Sprache vorsieht. Hierfür gibt es Standards, die es zu erfüllen gilt. Wird nur eine Sprache gesprochen, vereinfacht das organisatorische Abläufe. Unsere Gesellschaft ist momentan nicht so strukturiert, dass mehrere Sprachen nebeneinander einfach passieren können.

Peterlini: Auf der Schule lastet dieser Druck, die perfekte Einsprachigkeit hervorzubringen oder von den Kindern gewissermaßen herauszuholen. Diese perfekte Einsprachigkeit ist aber ein Mythos, den es im Grunde gar nicht gibt. Die schon genannte kognitive Flexibilität bei Mehrsprachigen ist auf vielen Ebenen ein Gewinn. Heute sind Kompetenzen wie das Switchen zwischen unterschiedlichen Systemen und Kodizes, ein Zurechtfinden zwischen unterschiedlichen Problemen, ein Übersetzen zwischen Herausforderungen, die vielleicht gar nichts mit Sprache zu tun haben, ganz wesentlich. Das ist auch für die Einsprachigen wichtig: Auch sie haben so etwas wie innere Mehrsprachigkeit, indem sie beispielsweise vom Dialekt in die Hochsprache wechseln oder situationsangepasst sprechen können.

Gibt es momentan eine Vorwärts- oder Rückwärtsbewegung?

Peterlini: Es gibt die Phantasie, dass die Mehrsprachigkeit die nationale Kultur bedroht. Auch wenn das nur Hülsen und Floskeln sind: Heute scheinen sich mehr Menschen denn je in ihrer nationalen Kultur bedroht zu fühlen. Deshalb habe ich eher das Gefühl, dass sich so manches rückwärts bewegt, zumindest in den regionalen Gefügen, die ich kenne.

Wie ist die Situation in Südtirol?

Peterlini: Dort ist die amtliche Zweisprachigkeit vorbildhaft, es ist also alles zweisprachig beschildert und ausgewiesen. In den wenigen Orten, wo italienische und deutschsprachige Südtirolerinnen und Südtiroler zusammenleben, wechselt man auch schnell zwischen den Sprachen und geht recht selbstverständlich damit um. Aber die sprachgeographische Situation zeigt weitgehend einsprachige Gebiete, in denen Italienisch nur mehr formal präsent ist. Das Schulsystem ist geteilt mit einer Erst- und einer Zweitsprache. In den letzten Jahren gab es geduldete Unterwanderungen, zum Beispiel Fachunterricht in der Zweitsprache, die Erhöhung der Stundenzahl in der Zweitsprache, aber auch Einschreibungen in die jeweils andere Schule; d. h. italienische Kinder kamen in die deutsche Schule und umgekehrt. Nun fordert man vielerorts wieder strengere Regeln. Eine wirklich mehrsprachige Schule ist in Südtirol ein politisches Reizwort. Das, was es in Kärnten trotz vieler Angstdiskurse beispielsweise in der Volksschule 24 in Klagenfurt gibt, also eine Woche deutscher und eine Woche slowenischer Unterricht, wäre für Südtirol ein bisher undenkbares Novum.

Wo auf der Welt gibt es denn harmonisch gelebte Mehrsprachigkeit?

Onysko: Die Idee des Nationalstaats mit einer Einheitssprache stammt aus Europa und hat sich von hier aus auch ausgeweitet. International gibt es aber schon Gebiete, die mehrsprachiger sind und das auch selbstverständlicher leben. So ist das Englische in vielen Ländern Afrikas im postkolonialen Kontext noch immer stark präsent und fungiert als zwischenethnische Verbindungssprache überall dort, wo viele andere Sprachen gesprochen werden. In Indien, wo es mehr als 600 Sprachen gibt und 67 davon als Unterrichtssprache Verwendung finden, lernen Kinder üblicherweise Englisch, Hindi und ihre Regionalsprache. Sprachen haben hier auch verschiedene Funktionen und werden in sozialen Kontexten verwendet. Generell kann man aber vielleicht sagen: Überall dort, wo es recht viele Sprachen gibt, ist die Mehrsprachigkeit auch gesellschaftlich stärker repräsentiert.

Wie sehr kann der Staat hier lenkend eingreifen?

Onysko: Vieles ist machbar, so manches aber auch nicht. Ich habe Studien in Neuseeland durchgeführt und dabei das Verhältnis zwischen den Māori und den Neuseeland-Europäern kennengelernt. Māori hat einen Vorzeige-Status: Es gibt Māori-Schulen, Māori-Kindergärten und Māori-angepasste Strukturen allerorten. Die offizielle Zweisprachigkeit ist an der Oberfläche allgegenwärtig, und es gibt einige Initiativen, die Minderheitensprache noch mehr im alltäglichen Leben zu repräsentieren. Dahinter steht aber trotzdem eine starke gesellschaftliche Zweiteilung und es existieren wenig Anreize, die Māori-Sprache außerhalb von Māori-Kontexten zu verwenden. Die Māori, die gebildet sind, sind zweisprachig und bikulturell und können sich in beiden Welten bewegen. Allerdings wachsen viele der Māori

Zu den Personen

Alexander Onysko (rechts im Bild), geboren 1974 in Lienz, ist seit 2016 Universitätsprofessor für Anglistische Sprachwissenschaft am Institut für Anglistik und Amerikanistik. Seit Jänner 2018 ist er außerdem Dekan der Fakultät für Kulturwissenschaften. Onysko studierte Anglistik und Amerikanistik an der Universität Innsbruck. Neben einem Fulbright-Aufenthalt in den USA war er Vertretungsprofessor an den Universitäten Hamburg und Bochum, Gastprofessor an der Universität Innsbruck sowie Gastdozent an der Universität Göteborg. Von 2012 bis 2015 war er Forscher und Projektleiter an der EURAC (European Academy) in Bozen. Alexander Onysko verbrachte unter anderem einen Forschungsaufenthalt an der University of Waikato in Hamilton, Neuseeland, zur Erforschung des Englischen im Kontakt mit der indigenen Māori-Sprache. Vor seiner Berufung an die AAU war er Associate Professor für Englische Linguistik an der Universität Venedig.

Hans Karl Peterlini (links im Bild), geboren 1961 in Bozen, ist seit September 2014 Universitätsprofessor für Allgemeine Erziehungswissenschaft und Interkulturelle Bildung am Institut für Erziehungswissenschaft und Bildungsforschung. Hans Karl Peterlini absolvierte 2006 das Studium der psychoanalytischen Erziehungswissenschaft sowie das psychotherapeutische Propädeutikum an der Universität Innsbruck. Zuvor war er Chefredakteur und Herausgeber gesellschaftspolitisch orientierter Medien in Südtirol sowie Autor zahlreicher Studien zu Mehrheits-Minderheiten-Fragen, Gewaltdynamiken und Prozessen des Zusammenlebens in historisch belasteten und ethnisierten Gesellschaften am Beispiel Südtirol. 2010 promovierte er an der Freien Universität Bozen. Vier Jahre später habilitierte Peterlini an der „School of Education“ der Universität Innsbruck. Von 2011 bis 2014 war Hans Karl Peterlini im Innsbrucker Forschungszentrum „Bildung-Generation-Lebenslauf“ und als Forschungsmitarbeiter der Freien Universität Bozen in Schul- und Migrationsprojekten tätig.

einsprachig mit Englisch auf, und die indigene Sprache Neuseelands ist dadurch weiterhin in Gefahr auszusterben. Den weniger Gebildeten gelingt das nicht, und sie werden – notgedrungen mit ihrer Sprache – auch an den sozialen Rand gedrängt.

Peterlini: Sprache ist auch politisch, weil sie die Teilhabe am gesellschaftlichen Leben ermöglicht. Gerade da, wo sich Mehrheiten-Minderheiten-Räume ergeben, schieben sich Fragen der Machtverteilung und des politischen Sprechens in den Diskurs. In Südtirol ist die Minderheitensprache Deutsch ja stark und kann es sich leisten, auf Abschottung zu gehen. Das Slowenische in Kärnten gehört nicht zu den Prestigesprachen und hat zusätzlich den Makel, die Sprache des ideologischen Feindes gewesen zu sein. Daher ergibt sich, wenn auch oft unterschwellig, immer ein Kampf um das Bestehensrecht des Schwächeren.

Inwiefern werden Machtverhältnisse durch das Hinzukommen von neuen migrantischen Sprachen durcheinandergerüttelt?

Peterlini: Das ist spannend. So ist es beispielsweise im kanadischen Québec so, dass sich Migrantinnen und Migranten prinzipiell in die französische Schule einschreiben müssen, um die französische Minderheit nicht zu schwächen. In Südtirol haben MigrantInnen freie Schulwahl und sie teilen sich ungefähr gleich auf. Weil es aber viel weniger italienische Schulen gibt, ist dort die so genannte Migrationsdichte viel höher. Nun führt dies zu zwei Ethnodiskursen: Einerseits fürchtet man sich vor den Fremdsprachigen in den deutschen Schulen, weil dann dort ja nicht mehr richtig Deutsch gelernt werden könne, und andererseits fürchtet man sich vor ihnen in den italienischen Schulen, weil so in Summe mehr Italienerinnen und Italiener heranwachsen würden und man in die Rolle der Minderheit geraten könnte. Die hochpolitische Debatte um das Symbol Sprache überlagert dabei soziale Thematiken, die eigentlich viel relevanter wären.

Wenn nun aber eine Lehrerin vor einer Klasse steht, in der nur wenige Deutsch sprechen und die Vielfalt zum nicht bewältigbaren Alltagsproblem verbunden mit sozialen Herausforderungen wird: Was raten Sie ihr?

Onysko: Das ist schwer lösbar, nicht zuletzt, weil jede Sprache in unserer Gesellschaft eine bestimmte Wertigkeit hat und die Migrationssprachen wenig Ansehen genießen. Solange die Gewichtung so bestehen bleibt, wird es immer das Bestreben geben, die Herkunftssprachen zugunsten des Deutschen zurückzudrängen. Wenn man nicht nur deren Sprachen, sondern auch die Menschen entsprechend fördert, wird das für alle weniger tragisch sein. Dahinter steht aber auch die politische Frage: Will man jenen, die zu uns kommen, auch tatsächlich etwas abgeben, sei es auch nur Raum für deren Sprache? Für mich als Linguist aber gilt: Mehrsprachigkeit ist normal und gut für die kognitive Entwicklung. Alle könnten profitieren.

Peterlini: Bei der Frage, wie Schule sein soll, wird nicht von den Gegebenheiten ausgegangen, sondern von einem Lernziel. Wenn es das Ziel ist, dass migrantische Kinder in kurzer Zeit so gut Deutsch können müssen wie bildungsbürgerliche deutschsprachige Kinder, dann ist Schule zum Scheitern verurteilt. Derzeit wird sprachlicher und kultureller Reichtum verworfen und es werden Menschen geknickt, bevor sie aufstehen können. Wir müssen schauen: Wie ist die Situation? Was braucht eine solche Schule? Wen kann man einbeziehen? Wenn Schulen hier freier agieren könnten, würden sie weit kommen. Wir wissen: Je mehr die Herkunftssprache geschätzt wird, desto höher ist auch der Lernerfolg in der Zielsprache. Der Beweis, dass Schule mit hoher Vielfalt gelingen kann, wird überall dort erbracht, wo Lehrkräfte kreative Arbeit machen können und von den starren Zielvorstellungen befreit werden. ✶

Hintergrund: Mehrsprachigkeit in Forschung und Lehre

Seit 1999 besteht an der Alpen-Adria-Universität die Arbeitsgemeinschaft „Mehrsprachigkeit“, die Forscherinnen und Forscher der AAU vereint, die innerhalb ihrer eigenen Disziplinen zum Thema Mehrsprachigkeit arbeiten. Die AG, der Ursula Doleschal, Professorin am Institut für Slawistik, als Sprecherin vorsteht, organisiert jährlich Ringvorlesungen, hat ein Wahlfachmodul „Mehrsprachigkeit“ eingerichtet und setzt sich für die dauerhafte Verankerung des Themengebiets im Lehr- und Forschungsportfolio der Universität ein. Der AG gehören 17 Mitglieder an. Im ab 2019 geltenden Entwicklungsplan der Alpen-Adria-Universität ist im Kontext der Implementierung des neuen Lehramtsstudiums auch die Einrichtung einer Professur „Mehrsprachigkeit unter besonderer Berücksichtigung der (Fremd-)Sprachendidaktik“ vorgesehen. Den aktuellen Herausforderungen im zunehmend mehrsprachigen Schulalltag in Österreich will man auch andernorts vermehrt wissenschaftlich fundiert begegnen: So gibt es in Österreich seit ein paar Jahren auch auf Hochschulebene Bestrebungen, die Integration der Mehrsprachigkeit an den Schulen stärker zu thematisieren und in die Lehrerbildung einfließen zu lassen. Die Pädagogische Hochschule Wien spielt dabei unter anderem eine Vorreiterrolle.

Doch wie (gut) funktioniert Mehrsprachigkeit nun wirklich an Schulen? Vladimir Wakounig (Institut für Erziehungswissenschaft und Bildungsforschung) begleitet die Klagenfurter Volksschule 24/Ljudska šola 24 wissenschaftlich, die einen paritätisch zweisprachigen Unterricht anbietet. Die Unterrichtssprachen

Slowenisch und Deutsch werden an der Schule wöchentlich gewechselt, wobei jede Sprache an eine Lehrperson gebunden ist. Gleichzeitig führt ein Forschungsteam rund um Ursula Doleschal für die Klagenfurter Hermagoras Volksschule/Mohorjeva ljudska šola ein Projekt durch, bei dem es darum geht, Aufsätze und Schularbeiten von Schülerinnen und Schülern der zweisprachigen Schule zu digitalisieren, zu analysieren und auszuwerten. „Damit wollen wir den Lernfortschritt in Deutsch und Slowenisch in einer zweisprachigen Volksschule untersuchen“, so Doleschal. Die Ausgangsbasis dieser Kinder sei sehr unterschiedlich, von daher gebe es auch ein großes Interesse an einer Evaluierung des Lernfortschritts: „Manche sind muttersprachlich zweisprachig aufgewachsen, andere haben Slowenisch im Kindergarten gelernt, andere kommen ganz ohne muttersprachliche Kenntnisse in einer der beiden Sprachen an diese Schule.“ Die Eltern der Kinder hätten, so Doleschal, auch sehr unterschiedliche Erwartungen: „Die einen wollen, dass die Kinder Slowenisch lernen, die anderen wollen, dass sie Deutsch lernen. Und viele stellen den Anspruch, dass die Kinder in so einem Umfeld möglichst tolerant und weltoffen aufwachsen. Die Schule hat die Aufgabe, die Kinder in beiden Sprachen gleichermaßen voran zu bringen und den Lehrplan zu erfüllen.“ In diesem spannenden Forschungsfeld gelte es nun in Kärnten, erstmals – „mehr als impressionistische“ – Einsichten darüber zu gewinnen, wie sich der Lernfortschritt in der geschriebenen Sprache abbildet. ✶

Gebärdensprache: Erst-, Zweit- und/oder Fremdsprache?

Zwei- oder Mehrsprachigkeit ist für viele Menschen, die die Gebärdensprache (GS) als Erst- oder Primärsprache nutzen, etwas Selbstverständliches, müssen sie sich doch meistens auch in der jeweiligen Laut- und Schriftsprache ihres Landes verständigen können. Das Erlernen der Lautsprache stellt GebärdensprachbenutzerInnen vor ganz unterschiedliche Probleme.

Text: *Katharina Tischler-Banfield* Fotos: *Eskymaks/Fotolia & photo riccio*

„Es ist ein Irrglaube", wie Marlene Hilzensauer, Leiterin des Fakultätszentrums für Gebärdensprache und Hörbehindertenkommunikation (ZGH), erklärt, „dass jemand, der die Gebärdensprache spricht, automatisch auch die Lautsprache eines Landes beherrscht." Es handelt sich dabei um zwei eigenständige Sprachsysteme, die sich in Grammatik, Syntax und Vokabular stark voneinander unterscheiden und somit eigens erlernt werden müssen.

„Wünschenswert wäre es, wenn gehörlose Kinder von klein auf mit der GS als Muttersprache aufwachsen. Da aber nur rund 10 Prozent der gehörlosen Kinder auch gehörlose Eltern haben, ist dies meist nicht der Fall", erläutert Hilzensauer. Dafür gibt es unterschiedliche Gründe: einige Eltern wollen nicht, dass ihre Kinder gebärden, anderen wiederum fehlen die Informationen dazu. Das führt dazu, dass manche Kinder erst in der Schule oder noch später die Gebärdensprache lernen, was wiederum das Erlernen der Schriftsprache erschweren kann.

„Neue Technologien wie Videotelefonie erleichtern zwar heutzutage die Alltags-Kommunikation, dennoch sind Schriftsprachen eine Voraussetzung, um in unserer Welt Zugang zu Bildung, Arbeit, Kultur und Kommunikation zu bekommen und somit die gleichen Chancen wie hörende Menschen zu haben." Hier setzen Projekte des ZGH, wie Deafli (www.deafli.com) bzw. auch „Deaf Learning" (www.pzg.lodz.pl/deaflearning), an, die die Schriftsprachfähigkeiten Erwachsener mithilfe von Lernmaterialien und Multimedia-Angeboten verbessern sollen.

Marlene Hilzensauer ist Leiterin des Fakultätszentrums für Gebärdensprache und Hörbehindertenkommunikation (ZGH). Sie arbeitet neben der Lehre und der Gebärdensprachforschung an der Entwicklung von Lern- und Lehrmaterialien (für ÖGS bzw. mit ÖGS als Unterrichtssprache), insbesondere an Multimediasprachkursen für gehörlose Menschen.

Beim Erlernen einer Laut- oder Schriftsprache stehen gehörlose Kinder und Erwachsene vor ähnlichen Herausforderungen wie hörende Menschen, zudem müssen aber noch andere Dinge beachtet werden, wie Hilzensauer ausführt: „Die visuelle Dimension der Sprache verlangt die volle Aufmerksamkeit der BenutzerInnen. Wird ihnen mittels GS etwas beigebracht, z. B. eine andere Sprache, können sie nicht mitschreiben und gleichzeitig den Gebärden folgen. Gerade in der Schule ist das für GS-BenutzerInnen problematisch."

Die Schwierigkeit beim Erlernen einer Lautsprache liegt zudem in der für GS-BenutzerInnen abstrakten Ausdrucksweise der Lautsprache. In der deutschen Lautsprache heißt es beispielsweise: „Ich mache die Tür auf." GS-BenutzerInnen gebärden konkreter. Hier kommt es darauf an, ob ein Türknopf geöffnet wird oder eine automatische Tür, eine Schiebetür usw. So kann es einerseits beim Erlernen der Schriftsprache, aber auch beim Dolmetschen zu Verständigungsproblemen kommen. Zusätzlich ist der Einsatz der Mimik in der GS zentral, da sie grammatikalische Informationen kommuniziert.

Gebärdensprachen sind nicht international. „Die Sprachfamilien sind andere als in den Lautsprachen. Beispielsweise ist die Österreichische Gebärdensprache historisch eng mit der französischen verwandt, jedoch nicht mit der deutschen. Man beherrscht eine andere GS nicht automatisch, sondern muss sie erwerben wie eine Fremdsprache", so Hilzensauer.

Die Österreichische Gebärdensprache (ÖGS) ist seit 2005 in Österreich als Sprache anerkannt und in der Bundesverfassung verankert. In Österreich leben rund 9.000 bis 10.000 gehörlose Menschen, deren Muttersprache bzw. bevorzugte Sprache die ÖGS ist. Dazu kommen noch ca. 500.000 schwerhörige oder spätertaubte Menschen.

Neues Projekt unterstützt Innovation für Wälder

zilkoee/Fotolia

Fast 40 Prozent der europäischen Landfläche wird von Wäldern bedeckt. Wälder übernehmen in unserem Ökosystem wichtige Aufgaben; sie sind aber in erheblichem Ausmaß von natürlichen und menschengemachten Bedrohungen betroffen. Das EU-H2020-Projekt **InnoForESt**, angesiedelt am Institut für Soziale Ökologie, möchte Innovationen für die europäischen Wälder fördern, damit diese nachhaltig zu einem guten Leben der Menschen, die in ihnen und um sie herum leben, beitragen können.

Wussten Sie, dass …

… die AAU ein Masterstudium zu „**Science, Technology & Society Studies**“ anbietet? Dem interdisziplinären Studium liegt die Vorstellung zugrunde, dass für die Bewältigung gesellschaftlicher Herausforderungen wissenschaftlich-technische Innovationen nötig sind, die zur allgemeinen und individuellen Wohlfahrt beitragen und damit nachhaltig und zukunftsfähig sind. Infos: www.aau.at/nachhaltigkeit-studieren

Der Fluss, das Rechtssubjekt

Müller

Im November 2016 entschied sich das kolumbianische Verfassungsgericht, dem Río Atrato Persönlichkeitsrechte zuzugestehen. Der Geograph **Moremi Zeil** fragt in seiner Dissertation nach den Rahmenbedingungen, Ursachen und vor allem Folgen dieses Urteils: Was bedeutet es für einen Fluss, vor dem Recht einen gewissermaßen „menschlichen“ Status zu haben? Das Porträt dazu gibt’s unter www.aau.at/news-portal

Halbierung der globalen Vegetation durch Menschen

Die menschliche Nutzung von Biomasse führt zu einer Halbierung der globalen Vegetationsbestände. Dies ist mit massiven Emissionen von Treibhausgasen verbunden. Dabei hat die Nutzung der Wälder und der natürlichen Grasländer für Wald- und Weidewirtschaft ähnlich große Auswirkungen wie die globale Abholzung für landwirtschaftliche Zwecke. Zu diesem Ergebnis kommt eine Studie, die **Karlheinz Erb** vom Institut für Soziale Ökologie als Erstautor verantwortet und die in *Nature* publiziert wurde.

Countrypixel/Fotolia

Wie können wir mit Sensoren die Energieeffizienz steigern?

Jenny Sturm/Fotolia

Ein Forschungsteam des Instituts für Vernetzte & Eingebettete Systeme zeigt bei der Station L47 der **Langen Nacht der Forschung am 13. April 2018** anhand eines Systems im Lakeside Park, wie sich Energieffizienz steigern lässt, indem Sensoren und Strommessgeräte Daten aufnehmen und auswerten. Dazu kommen zwei unterschiedliche Technologien zum Einsatz, die üblicherweise nicht gemeinsam funktionieren. Das Forschungsteam zeigt Ihnen, wie dieses Netzwerk funktioniert, und bietet die Möglichkeit zum Interagieren mit der Plattform.
www.lnfktn.at

No care, if it's there. Der Umgang mit Wasser im öffentlichen Diskurs.

Franzisca Weder untersuchte öffentliche Diskurse zu den Risiken von Wasserversorgung und Wasserknappheit. Ergebnis ist, dass Wasser als Thema vor allem in politischen Diskursen genutzt und auch ausgenutzt wird. Eine kritische, ausgewogene Problematisierung in öffentlichen Diskursen findet jedoch kaum statt.

Interview: *Annegret Landes* Foto: *TinPong/Fotolia*

Frau Weder, wieso ist ein öffentlicher Diskurs so wichtig?
Für eine nachhaltige Lösung der derzeitigen ressourcenökonomischen Herausforderungen ist ein öffentlicher Diskurs unbedingt notwendig. Vor allem aber auch, um einen partizipativen Transformationsprozess anzuregen.

Welche Rolle spielen die Medien dabei?
Medien schaffen eine zentrale Arena für diesen Diskurs. Sie ermöglichen erst die Öffentlichkeit, die die Grundlage jeder nachhaltigen Entwicklung ist. Der Klimawandel wird als eigenständiges Thema wahrgenommen. Die mediale Repräsentation anderer Bereiche nachhaltiger Entwicklung wie zum Beispiel Ressourcenfragen oder, noch spezieller: das Menschenrecht auf Wasser ist dagegen kaum erforscht. Dazu gehören auch die damit zusammenhängenden individuellen und kollektiven Handlungsmuster.

Aber zum Beispiel in Spanien ist man mit Wasserknappheit doch schon massiv konfrontiert?
Das stimmt. In Europa ist das Thema in einigen Ländern, z. B. in Spanien und Bulgarien, bereits sichtbare und schmerzhafte Realität und dementsprechend stark politisiert. In anderen Ländern, z. B. Österreich, der Schweiz und Deutschland mit einem vermeintlichen Überfluss an Wasser, hat die öffentliche Unsichtbarkeit des Themas unterschiedliche Gründe: es kann ein Nicht-Vorhandensein eines generellen Nachhaltigkeits-Diskurses sein, aber auch eine Privilegierung wirtschaftlicher Interessen bzw. ein Verleugnen nachhaltiger Verteilungs- und Versorgungsprobleme durch die Politik. Damit wird das Thema gezielt aus der öffentlichen Agenda herausgehalten.

Zur Person

Franzisca Weder ist assoziierte Professorin am Institut für Medien- und Kommunikationswissenschaft. Sie forscht u. a. zu Organisationskommunikation, Öffentlichkeitsforschung und Corporate Social Responsibility.

Welche Ergebnisse waren für Sie besonders überraschend?
Wir haben neben der Medienanalyse qualitative Befragungen im Rahmen von Fallstudien durchgeführt, in Österreich, im CEE-Raum, in Kalifornien und Australien. Dabei hat sich herausgestellt, dass es beim Wissen über den verantwortungsvollen Umgang mit Wasser keinerlei geographischen Zusammenhang gibt. Man könnte ja annehmen, dass im trockenen, von Dürren betroffenen Australien das Thema Wasserknappheit weit höher über der Aufmerksamkeitsschwelle liegt als im wasserreichen Österreich. Das war nicht so. Die Aufmerksamkeit hängt allein von der ganz individuellen Betroffenheit des/der Einzelnen ab. Im Gegensatz dazu gibt es aber einen enormen Wissensunterschied zwischen Stadt- und Landbevölkerung darüber, woher das Wasser kommt und wohin es geht – und einen Unterschied im tatsächlichen, verantwortungsvollen Umgang damit. ✳

Zum Projekt

Das Projekt „Problematization of Water Supply and Scarcity" wurde vierstufig durchgeführt, beginnend mit einer Bestandsaufnahme der Strukturen, die in Europa im Bereich Wasserversorgung vorliegen. Darauf aufbauend wurde eine Analyse der bestehenden Kommunikationsstrukturen und -prozesse des öffentlichen Diskurses zu diesen Themen durchgeführt (Medienanalyse). In der dritten Stufe wurde eine Publikumsbefragung zur öffentlichen Wahrnehmung des Themenfeldes Wasserversorgung und Knappheitsrisiko durchgeführt; in einer ergänzenden vierten Stufe wurden in explorativen Fallstudien diese Ergebnisse vertieft.

Das Projekt wird mit Unterstützung der Privatstiftung Kärntner Sparkasse durchgeführt.

1. Elisabeth (22, aus St. Oswald) auf der Bank vor dem Elternhaus // **2.** Sebastian (26, aus Eppersdorf) auf dem Gertrusk-Gipfel auf der Saualpe // **3.** Florian (19, aus Eppersdorf) an der Gurk in Brückl // **4.** Julia (17, aus Wieting) bei der Breitofner Hütte auf der Saualpe // **5.** Lisa (19, aus St. Filippen) am Christophberg // **6.** Martin (26, aus Brückl) vor dem Elternhaus // **7.** Stefanie (23, aus Brückl) bei der „Rindenstempf" mit Blick auf die Gurk // **8.** Jasmin (23, aus Brückl) bei der Laurenzikirche

Das Görtschitztal: kein stilles Tal

Das Kärntner Görtschitztal ist im Jahr 2014 durch die HCB-Causa schlagartig bekannt geworden. Seitdem versucht die Bevölkerung einen Umgang mit der „unsichtbaren Gefahr" und den sich daraus ergebenden Konflikten. Ute Holfelder und weitere MitarbeiterInnen des Instituts für Kulturanalyse haben das Tal im Rahmen eines EU-Projekts ethnografisch untersucht und junge Menschen um ihre „Selfies" in Wort und Bild gebeten. Diese werden ab 13. April 2018 bei einer Ausstellung an der Universität zu sehen sein.

Text: *Barbara Maier* Fotos: *privat*

Im November 2014 wurde öffentlich, dass das Tierfutter und die Milch im Kärntner Görtschitztal giftiges Hexachlorbenzol (HCB) enthalten. Verantwortlich gemacht wurden die mitten im Tal ansässigen Wietersdorfer & Peggauer Zementwerke (w&p), die belastete Blaukalke unsachgemäß verbrannt und so Mensch, Tier und Natur kontaminiert hatten. Eine Welle der Skandalisierung überrollte das Tal. Das unsichtbare Gift verunsicherte die Bevölkerung und vergiftete auch das regionale Klima.

„Wir wollen sichtbar machen, wie sich die HCB-Krise auf das Tal ausgewirkt hat und wie es den Bewohnerinnen und Bewohnern des Tales derzeit geht", erklärt

Ute Holfelder die Intention des breit angelegten Projekts, das sie gemeinsam mit Klaus Schönberger wissenschaftlich betreut und in das ein Dutzend weitere Personen eingebunden ist.

Recherchen vor Ort, Gespräche mit der Bevölkerung sowie eine Datenerhebung standen am Beginn der Untersuchungen. Studierende der Angewandten Kulturwissenschaften sammelten Informationen zu der – stark abwandernden – Bevölkerung, der von Industrie und Landwirtschaft geprägten Arbeitswelt sowie zum Tourismus, der trotz schöner Landschaft und einer hohen Dichte an Museen nur schwach ausgeprägt ist. Und es ging um den Umweltskandal und den darüber geführten problematischen medialen Diskurs.

In einem nächsten Schritt folgten Interviews mit jungen Bewohnerinnen und Bewohnern des Tales. Holfelder: „Unser Ziel war es, der medialen Skandalisierung etwas entgegenzustellen und die Stimmen der Jungen zu hören, die im medialen Diskurs untergehen. Sie möchten trotz der HCB-Krise weiter hier leben.“ Zehn Personen zwischen 17 und 26 Jahren wurden gebeten, ein Selfie von sich an ihrem Lieblingsort zu machen. Für Holfelder ist sowohl das Medium als auch dieser Einstieg zum Interview ein wichtiger Punkt gewesen: „Der Ort, an dem man sich wohl fühlt, ist positiv besetzt. Mit einem Selfie lässt sich etwas Persönliches über sich und das eigene Leben mitteilen.“

Die Erzählungen der jungen GörtschitztalerInnen kreisen um Themen wie Familie, Freundschaft, Vereinsleben, Arbeit und Freizeit – und am Rande auch um HCB. Die meisten von ihnen müssen mit dem Auto auspendeln, da der öffentliche Verkehr schlecht ausgebaut ist. Jene, die studieren, finden selten eine Stelle im Tal und verbleiben meist in den größeren Städten.

Eine große Rolle spielt der Begriff Heimat, worunter neben der als schön empfundenen Natur vor allem die soziale Verbundenheit mit Familie und Freunden verstanden wird. Während der Hochphase der HCB-Causa sei der Zusammenhalt das Wichtigste gewesen, sagen viele im Interview. In schwierigen Zeiten, wo der Ruf des Tals und ihrer Heimat geschädigt werde, seien es die Familie, die Freunde und das soziale Leben in den Vereinen, die zählen und helfen.

„Für uns Ethnografen ist die Vorstellung von Heimat eine Form der Selbstvergewisserung, gerade auch dann, wenn man weiß, dass das Leben mit HCB gesundheitsgefährdend sein kann“, erklärt Holfelder. Dazu kommt, dass das über Jahrhunderte vom Bergbau geprägte Görtschitztal bereits vor dem HCB-Fall eine ähnliche Geschichte mit Asbest hatte. In den nächsten Jahren wird die nächste Asbestose-Erkrankungswelle erwartet. Holfelder: „Die Menschen wissen das. Sie müssen nun entweder die Realität schönreden, wegziehen oder sich für eine saubere Zukunft einsetzen.“

„Das heikle Thema HCB kam in den Interviews immer von selbst auf, es wurde nicht explizit danach gefragt“, betont Holfelder. Die jungen GörtschitztalerInnen erzählten, dass die Meinungen im Tal, bedingt durch die unterschiedlichen Interessen, stark auseinander gehen. Die einen wollen, dass die Causa vollkommen aufgeklärt wird und fordern Konsequenzen ein, die anderen wollen einen Schlussstrich ziehen und endlich zur Tagesordnung übergehen, denn „HCB habe ihnen zu viele Konflikte gebracht“.

Besonders schwierig sei die Situation für die ansässigen Bauern. Gerade die Biobauern müssen sich arrangieren, dabei seien viele Gräben aufgebrochen. Ob diese jemals geschlossen werden können, bezweifelt Holfelder: „Bei den weniger oder nicht Betroffenen vielleicht schon, aber gerade für die Bauern, die noch immer nicht sicher sein können, ob ihre Futtermittel und Produkte noch belastet sind, ist es schwierig. Sie wissen nicht genau, welche Auswirkungen alles haben wird, und müssen mit einer großen Ungewissheit zurechtkommen. Niemand kann sagen, was es bedeutet, mit einem hohen HCB-Wert zu leben.“

Dass die Gräben und Konflikte mitten durch Familien, durch Beziehungen, durch die Nachbarschaften und auch die Bürgerinitiativen gehen, hat Holfelder auch in Gesprächen mit anderen TalbewohnerInnen gehört: „Es wird von Familien erzählt, die angepöbelt werden, wenn sie sich zur Wehr setzen. Für diese wieder ist es unverständlich, wie man mit der eigenen HCB-Belastung leben soll, etwa als Mutter, die nicht mehr stillen möchte, weil sie damit ihr Kind vergiften könnte.“ Die jungen InterviewpartnerInnen stimmen der kursierenden Behauptung, die Zementwerke w&p hätten als größter Arbeitgeber eine Dominanz, die die Menschen zum Schweigen brächte, zwar zu, doch als BewohnerInnen eines „stummen Tals“ wollen sie keinesfalls gesehen werden. „Sie betonen das Gegenteil – dass sie sehr gut für sich sprechen können“, so Holfelder. Eine der Befragten ist der Auffassung, dass HCB nicht das Hauptproblem des Tales sei. Es gäbe andere Probleme wie die Strukturschwäche und die Entvölkerung, so wie in anderen Kärntner Tälern auch. Die HCB-Sache habe dies nur sichtbarer gemacht. „Vielleicht werden die Probleme und Konflikte, die es sonst auch gibt, durch die HCB-Geschichte tatsächlich klarer, aber damit auch verhandelbarer gemacht“, meint Ute Holfelder und folgert, „dass dies auch eine Chance für das Tal sein könnte“.

Die Brüche im Tal wurden auch bei einem „Wahrnehmungsspaziergang“ offensichtlich. Das Nord-Südtal mit Ausläufern auf die Saualpe im Osten und mit sanften Hügeln im Westen zum Krappfeld hin ist von großer landschaftlicher Schönheit. Diese Idylle steht im Widerspruch zu dem, was nicht so sichtbar ist: Im Sommer 2017 erwanderten Ute Holfelder, der Fotograf Arnold Pöschl und die Autorin die 26,8 km lange Görtschitz von ihrer Mündung in Brückl bis zu ihrem Anfang in Hüttenberg. „Die größte Überraschung war dabei der Lärm der vielen LKW, die unablässig durch das Tal donnern“, sagt Holfelder, „damit wird die Schönheit des Tales ständig gestört, ja gebrochen. Das könnte man auch von den unsichtbaren Störungen sagen: Die Schönheit des Tales wird durch Asbest und HCB völlig gebrochen.“ ✶

„Selfies im Görtschitztal“ ist ein Teilprojekt des EU-Projekts „ECHOES from Invisible Landscapes“ im EACEA-Creative Europe Programme. Beteiligt sind die Musikinitiative Enterprise Z (Steiermark), die Kulturinitiative Mani d.o.o. (Istrien, Kroatien), die Festival-Organisation Zveza Mink (Tolmin/Slowenien), der Wieser Verlag (Klagenfurt) und das Institut für Kulturanalyse der Alpen-Adria-Universität Klagenfurt. Als ein Resultat wird die ethnografisch-künstlerische Ausstellung „Going Görtschitz“ bei der Langen Nacht der Forschung am 13. April 2018 (Station U 5 im Zentralgebäude) gezeigt. Sie bleibt bis 6. Mai geöffnet.

Der Mensch ist, was er isst.

Der westliche Ernährungsstil der Gegenwart ist nicht nur für unser Klima und die Biodiversität schädlich, sondern letztlich auch für den Menschen. Karlheinz Erb forscht zu Landnutzung und kommt dabei zu brisanten, aber auch ermunternden Ergebnissen für unsere Ernährungsgewohnheiten.

Interview: *Romy Müller* Foto: *Prostock-studio/Fotolia*

Herr Erb, was haben Sie heute zu Mittag gegessen?
Ich war kurz zuhause und hatte Pasta mit Thunfischsauce.

Mit schlechtem oder ohne schlechtes Gewissen?
Naja, es zählt ja nicht das Einzelevent, sondern der Durchschnitt des Jahres. Am Institut für Soziale Ökologie sind wir in der Landnutzungsforschung tätig, von daher kann ich relativ wenig zu mariner Biomasse sagen. Persönlich glaube ich aber, dass der Fischfang schon sehr prekär ist, und ich bemühe mich, mit dem Fischkonsum Maß zu halten.

In Ihrer Forschung beschäftigen Sie sich damit, wie die Menschheit bei maximaler Schonung unserer Ressourcen zu ernähren wäre. Dabei

verlieren tierisch produzierte Nahrungsmittel gegenüber Pflanzen meistens. Warum?
Früher, als in der vorindustriellen Gesellschaft Nahrungsmittel knapp waren, war es lebensnotwendig, Tiere vorwiegend als Arbeitskraft und zum Transport zu halten. Ziel war es, Nährstoffe am Ackerland zu konzentrieren und die Bodenfruchtbarkeit zu erhalten. In diesen Zeiten waren Tiere auch lebende Kapitalbestände, auf die man unter harten Bedingungen zurückgriff, um sie zu schlachten und zu essen. Sie waren aber niemals dafür da, um täglich ein Schnitzel zu konsumieren.

Worin liegen die Vorteile der Tiere?
Die agrarische Gesellschaft ist von Knappheit von Energie und Fläche gezeichnet. Tiere bieten hier große Vorteile, weil sie auf Flächen fressen, die man nicht als Acker nutzen kann. Außerdem stellen Tiere eine Proteinquelle dar – das ist besonders wichtig in Ländern oder Situationen, in denen diese sonst knapp sind. Das war in Österreich noch vor rund 100 Jahren der Fall. Weltweit lebt derzeit rund die Hälfte der Weltbevölkerung in agrarischen Gesellschaften.

Und wir in der Industriegesellschaft?
Hier verzehrt der Mensch nicht die Biomasse, die am Feld angebaut wird, sondern man veredelt Biomasse als Fleisch und konsumiert dann viel zu viel davon. Damit nimmt die Effizienz der Landnutzung ab. Wir meinen damit: Tiere produzieren nicht nur Fleisch, sondern sie sind selbst auch am Leben und verbrauchen in diesem Sinne Energie – wenn Tiere also von Ackerland ernährt werden, sinkt die Effizienz, weil man Ackerprodukte auch direkt konsumieren kann, ohne den Umweg über die Tiere.

Will sich überhaupt alle Welt dermaßen fleischzentriert ernähren?
Der westliche Ernährungsstil mit vielen tierischen Produkten ist derzeit im Vormarsch. Allerdings nicht überall im gleichen Ausmaß. In Indien beobachten wir dies deutlich weniger. Unterschiedliche gesellschaftliche Gruppierungen entwickeln sich auch sehr verschieden. Wie lange sich dieser Trend ausweiten kann, hängt von vielerlei ab, unter anderem von der Frage, was wir dafür in Kauf zu nehmen bereit sind: Wie viel Klimawandel, wie viel Biodiversitätsverlust, wie viel Treibhausgasemissionen sind wir bereit zu akzeptieren? Das Problem dabei ist: Das Erdsystem zeigt uns die Folgen unseres Handelns erst sehr viel später; mitunter vielleicht auch erst, nachdem wir einen Punkt überschritten haben, an dem es kein Zurück mehr gibt.

Wie träge verändert sich das Ernährungsverhalten des Menschen?
Wenn man sich ansieht, was hierzulande vor 50 Jahren gegessen wurde, sehen wir, dass sich vieles innerhalb weniger Generationen umstellen kann. Im Weltdurchschnitt ist es allerdings so, dass sich der westliche Ernährungsstil zunehmend zum globalen Vorbild entwickelt. Dabei wird zu viel gegessen, zu viele Lebensmittel sind stark verarbeitet und die Abfallströme sind zu hoch. Hier könnte es viel Verbesserungspotenzial geben. Alle Maßnahmen aber, die darauf abzielen, mehr zu produzieren und die Effizienz der Produktion zu steigern, haben das Problem, dass die Gewinne durch Überkonsum wieder zunichte gemacht werden. Wir zeigen in unseren Studien, dass eine Veränderung des Konsumniveaus gewinnbringender als eine Steigerung des Produktionsniveaus sein kann.

Lässt sich ausrechnen, was umweltschonender ist: die Bio-Milch vom regionalen Bauernhof oder die Sojamilch aus den Tropen?
So leicht ist das nicht, weil das Ergebnis davon abhängt, welche Indikatoren man anlegt. Betrachtet man das gleiche Produkt, schlägt üblicherweise das näher produzierte Produkt das andere. Bei verschiedenen Produkten muss man aber viel mehr Faktoren in Betracht ziehen. Wenn man beispielsweise die Abholzung des Regenwalds der Sojaproduktion anrechnet, müsste man die Abholzung Europas vor 1.500 Jahren auch den Rindviechern zuschreiben. Hier saubere Szenarien zu entwickeln, ist herausfordernd.

Eine Ihrer jüngsten Studien zeigte, dass es sogar möglich wäre, die gesamte Weltbevölkerung mit ökologisch produzierten Lebensmitteln zu ernähren. Wie könnte das gelingen?
Ökologischer Landbau für alle geht, und er geht auch gleichzeitig nicht. Er funktioniert – durch den erhöhten Flächenbedarf – nur, wenn man flankierende Maßnahmen trifft, indem man z. B. weniger Fleisch konsumiert oder die Abfallströme optimiert und die Flächennutzung umgestaltet. Um zu vermeiden, dass gleichzeitig alle Vorteile verspielt werden, müssten die Einschnitte aber drastisch sein: Der Konsum tierischer Produkte müsste auf ein Drittel vom heutigen Niveau weltweit reduziert werden. Das bedeutet einen massiven Einschnitt für die Industriestaaten, während man in Afrika und in großen Teilen Asiens den Fleischverzehr gar nicht reduzieren kann. Die Reduktion betrifft hauptsächlich Schweinefleisch, weil Ziegen, Rinder und Schafe Biomasse verdauen können, die der Mensch nicht verarbeiten kann, wodurch weniger Nahrungsmittelkonkurrenz entsteht.

Wie optimistisch blicken Sie in die Zukunft?
Es gibt nicht viel Anlass zu Optimismus, aber die Hoffnung stirbt zuletzt. Im Moment veranlasst uns nichts zur Annahme, dass der Mensch den Klimawandel und den Biodiversitätsverlust so ernst nimmt, dass er – im breiten Durchschnitt – sein Handeln verändert. Aber desto länger die Gesellschaft den Klimawandeldiskurs nicht ernst nimmt, desto höher wird die Rechnung ausfallen. Die gute Nachricht ist aber, dass es besonders in der Ernährung relativ viele Optionen gibt. Eine Kombination mehrerer Optionen auf moderatem Niveau erlaubt bereits, den Druck auf die Ökosysteme stark zu reduzieren. ✳

Zur Person

Karlheinz Erb ist assoziierter Professor für Landnutzung und Globalen Wandel am Institut für Soziale Ökologie, das mit Anfang März 2018 von der Alpen-Adria-Universität an die Universität für Bodenkultur übertragen wird. Er war unter anderem Preisträger eines ERC-Start-Preises. Erb ist in mehreren hochkompetitiv geförderten Projekten, u. a. EU-Horizon2020 sowie ÖAW, tätig und hat über 100 Artikel in peer-reviewed Journals veröffentlicht, zuletzt u. a. als Erstautor zu „Unexpectedly large impact of forest management and grazing on global vegetation biomass“ in Nature (*doi:10.1038/nature25138*).

Sprachwissenschaft in der digitalen Welt

Der technologische Wandel und die Digitalisierung bringen neue Entwicklungen für die Sprachwissenschaft, ermöglichen die Techniken doch innovative Formen der (Sprach-)Datenverarbeitung und verändern sie das Untersuchungsobjekt Sprache an sich. Die Alpen-Adria-Universität hat zur 43. Österreichischen Linguistiktagung geladen, die im Zeichen der Schwerpunktsetzung der AAU auf die Verbindung zwischen Sprachwissenschaft und Digital Humanities fokussierte. Tagungsleiterin **Ursula Doleschal** (Institut für Slawistik) berichtet im Interview unter www.aau.at/news-portal über neue Möglichkeiten und Erkenntnisse.

monsta/Fotolia

Konferenz zur globalen Mediatisierung

vege/Fotolia

Katrin Döveling (Institut für Medien- und Kommunikationswissenschaft) lädt von 19. bis 21. April 2018 zur Konferenz mit dem Titel „**Global mediatization research and technology**“ an die Alpen-Adria-Universität. Infos unter: www.aau.at/gmr

Digital Native meets Digital Immigrant

Halfpoint/Fotolia

Die Generationen verwenden digitale Medien unterschiedlich, was häufig zum Gegenstand von Bild- und Wortwitzen wie Cartoons/Memes wird. Dabei scheinen Junge als von Medien ferngesteuert und Ältere als digital inkompetent. Die Station U26 bei der **Langen Nacht der Forschung am 13. April 2018** will mit Ihnen fragen: Wie viel Wahrheit steckt in diesen Witzen und worin liegt der Witz der Sache? Auf welchen Ernst machen die Bilder aufmerksam? Wie kommen die Witze bei Jung und Alt an? www.lnfktn.at

Buchtipp

Horrorfilme polarisieren. Egal, ob man sie liebt oder ob man sich dem Nervenkitzel aussetzt wie einer Achterbahnfahrt, zu der man sich wider besseres Wissen überreden lässt – gleichgültig lassen sie kaum jemanden. Funktionieren sie gut, sprechen sie unsere Urängste an und veranlassen uns, die Finger um die Lehnen des Kinosessels zu krampfen. Funktionieren sie schlecht, können wir womöglich befreit darüber lachen, dass sie es nicht schaffen, uns das Gruseln zu lehren. Kultpotenzial besitzen beide, die guten wie die schlechten Horrorfilme, denn sie graben sich in das kollektive Gedächtnis ein, wie es bei kaum einem anderen Genre der Fall ist.

Helbig, J., Fabris, A. & Rußegger, A. (Hrsg.) (2017). Horror Kultfilme. Marburg: Schüren.

Kannibalismus im Mittelalter

Johannes Schrittesser arbeitet – gefördert mit einem Dissertationsstipendium der Fakultät für Kulturwissenschaften – an seiner Doktorarbeit zu Kannibalismus im Mittelalter. Im Porträt unter www.aau.at/news-portal hat er erzählt, welche Aspekte hierfür relevant sind und warum der Leib Christi vielerorts im Mittelpunkt des Diskurses dazu steht.

Müller

Die phantasierte Bedrohung

Massenmedien und Politik vermitteln, dass es um die Sicherheit in Österreich schlecht bestellt ist und es dementsprechend aufzurüsten gilt. Doch woher kommt die Angst vor der vermeintlichen Unsicherheit? Und wem nützt sie?

Text: *Romy Müller* Foto: *victor zastol'skiy/Fotolia*

Das Bundeskriminalamt gibt jährlich eine Statistik heraus, die auf das Jahr 2016 zurückblickend insgesamt 538.000 Anzeigen anführt. Dieser Wert ist statistisch nicht beunruhigend, so gab es etwa 2007, 2008 und 2009 mehr Anzeigen. Das erste Halbjahr 2017 lässt Gutes erhoffen, so hat es gerade mal rund 252.000 Anzeigen gegeben. Der Detailblick auf die Gewaltkriminalität zeigt für 2016 43.100 Anzeigen, was ungefähr den Werten von 2008, 2009 und 2011 entspricht. Auch hier könnten die Werte für 2017 besser liegen; so gab es zum Halbjahr 2017 20.600 Anzeigen zu Gewaltkriminalität. Zwei von drei Gewalttaten sind Beziehungstaten. Sie werden also von unseren Nächsten verübt. Trotzdem fühlen sich heute viele, folgt man dem medialen Diskurs, in Leib und Leben insbesondere von dem Fremden bedroht.

Alexandra Schwell, Kulturanthropologin am Institut für Kulturanalyse, glaubt, dass viele Faktoren das Sicherheitsempfinden beeinflussen können. Einer davon könnte strategischer Natur sein: Gelingt es der Politik, ein Klima der Angst zu erzeugen, können innerhalb dessen Forderungen realisiert werden, die sonst auf Widerstand stoßen würden. Die Wissenschaft nennt dieses Phänomen Securitization. Angst sei für Schwell zwar etwas, das für Manipulation eingesetzt werden könne, aber für sie gilt: „Wir sind ja keine Roboter. Bloß, weil ein Massenblatt erzählt, dass uns Flüchtlinge bedrohen, reagiert nicht jeder gleichermaßen darauf." Sie fragt sich also, warum Bedrohungsszenarien bei manchen auf fruchtbaren Boden fallen, bei anderen jedoch Kopfschütteln und Unverständnis hervorrufen. Alexandra Schwell glaubt, dass die Disposition des Einzelnen entscheidend ist, im Sinne von Fragen wie „Wie verarbeite ich solche Berichte?" oder „Was hat diese Darstellung mit meinen Alltagserfahrungen zu tun?" „Wir sind unterschiedlich resilient in Bezug auf solche Informationen. Wir wissen beispielsweise, dass die Menschen dort am fremdenfeindlichsten sind, wo die wenigsten Fremden wohnen", so Schwell. Ohne Alltagserfahrungen mit dem Fremden springt die Phantasie – häufig durch Presse und soziale Netzwerke medial unterstützt – an. Sie baut dabei auch auf ein bestimmtes, „oft unbewusst angereichertes Wissen auf, das zum Beispiel im Sozialisations- und Bildungsprozess sowie im täglichen Umgang mit anderen Menschen und Medien erworben wird, das die Grundlage dafür legt, was ich als mir eigen und als mir fremd und in gewisser Weise als bedrohlich empfinde."

In der Hand der Politik liege dabei auch, wie Problemfelder benannt werden: „Wir haben in vielen Bereichen Probleme mit Arbeitslosigkeit, mit Familienstrukturen, mit Bildung. Aber indem ich sage, das ist ein Sicherheitsproblem, vergebe ich ein bestimmtes Label. So ergeht es der Migrationspolitik, die als Sicherheitsproblem und nicht z. B. als soziales Thema gefasst wird, das zudem nur eine bestimmte Bevölkerungsgruppe betrifft." Für Schwell werde so nicht das eigentliche Problem, wie z. B. soziale Ungleichheit, bekämpft, sondern der Bezugspunkt politischen Handelns ist die Imagination einer angeblichen Bedrohung durch eine vorgeblich verunsicherte Bevölkerung.

Auf die Frage, warum es den UmweltschützerInnen nicht gelingt, das Sicherheitsproblem, das im Klimawandel innewohnt, ähnlich zu kommunizieren und für einen Wandel zu nutzen, führt sie aus: „Interessanterweise spielen statistische Wahrscheinlichkeiten eine verschwindend geringe Rolle. Die jüngsten Diskurse in den USA zeigen auch, dass der Stellenwert von Objektivität gerade ins Hintertreffen gerät." Sicherheitsbedrohungen seien so auch Konjunkturen unterworfen: Während in den 1980er Jahren das Ozonloch oder das Waldsterben das Sicherheitsempfinden trübten, würde man sich heute hierzulande vor der Migration fürchten. Tatsächlich bedrohliche Szenarien wie der schwelende Konflikt zwischen den USA und Nordkorea oder die stetig steigende Erderwärmung schaffen es aktuell nur kaum ins emotionale Blickfeld der Gesellschaft. ✶

Eine spannende Reise ins Bauhandwerk des Mittelalters

Wie haben die Menschen im Mittelalter es geschafft, Burgen zu bauen, die oft noch bis heute Bestand haben? Welche Techniken und Materialien haben sie dabei verwendet? Unser Wissen darüber ist weniger umfangreich, als man vielleicht annehmen könnte. Konkrete Hinweise erhalten wir aus zeitgenössischen Schriften, Bildern, noch bestehenden mittelalterlichen Bauten und, ja, Neubauten.

Text: *Annegret Landes* Fotos: *Burg Friesach Errichtungs-GmbH/Jürgen Müller*

In Tat und Wahrheit handelt es sich bei solchen Burgneubauten um Experimente in sehr großem Stil. Ein sehr bekanntes Beispiel dafür ist die Burg im französischen Guédelon, mit deren Bau schon im Jahre 1997 begonnen wurde. Die Fertigstellung ist für das Jahr 2023 geplant. Aber nicht nur in Frankreich gibt es einen Burg-Neubau, auch im kärntnerischen Friesach begann man im Jahr 2009 mit dem originalgetreuen Bau einer mittelalterlichen Burg.

Beim Burgbauprojekt in Friesach kommen ausschließlich mittelalterliche Handwerksmethoden und Techniken zum Einsatz. Die Handwerker arbeiten wie vor 800 Jahren, moderne Baustoffe und Maschinen gibt es auf dieser außergewöhnlichen Baustelle nicht. Diese Art der Experimentalhistorie hilft dabei, die geringen Realkenntnisse über Planung, Baustellenorganisation, Technik und verwendete Materialien auf einer mittelalterlichen Baustelle zu verbessern. Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler testen die Theorien und Vorstellungen darüber, wie man wohl im Mittelalter gebaut haben könnte, in einem einzigartigen realen Geschichtslabor. Dadurch dauert zwar der Burgbau etwas länger – schließlich erfolgt der Bau in gewissem Ausmaß unter der Prämisse „trial and error"; die Erkenntnisse, die daraus gewonnen werden, sind jedoch enorm.

Um sich daher den Realitäten des Bauens im Mittelalter möglichst weit anzunähern, wurde die 16. Friesacher Akademie veranstaltet, auf der Expertinnen und Experten zu Themen wie „Bautechnik im Mittelalter" oder „Die Entwicklung der Mauerwerkstechnik am Beispiel des österreichischen Raumes" referierten. Ziel war es, den Burgbau in Friesach mit der konkreten Expertise der internationalen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler zu unterstützen.

Das Geschichtelabor in Friesach

Auf dem Burgbaugelände wird angewandte Forschung betrieben, die HistorikerInnen werden zu teilnehmenden Beobachtern. Probleme, Schwierigkeiten und Lösungsansätze der Bauspezialisten aus dem Mittelalter werden damit konkreter und nachvollziehbarer. Die heutigen Burgbauerinnen und Burgbauer entdecken durch ihre Tätigkeit längst verloren gegangenes Wissen wieder und lernen, uralte Bautechniken zu verstehen. Dieses „learning by doing" bringt eine Vielzahl neugewonnener Erkenntnisse mit sich, die dokumentiert und publiziert werden können.

Was hat man bis jetzt schon aus Friesach gelernt?

Der Burgbau in Friesach hat schon vielerlei Erkenntnisse zu Tage gefördert. Das beginnt bei der Dauer des Baus und geht über die Organisation bis hin zu konkreten Materialfragen. Geforscht wurde beispielsweise schon an der Konsistenz des Mörtels. Der mittelalterliche Mörtel hat eine extrem lange Haltbarkeit. Dazu gibt es die verschiedensten Theorien: nun können diese anhand von Experimenten verifiziert werden.

Akademie Friesach

Vom 17. bis 19. Oktober 2013 fand die 16. Akademie Friesach statt, die sich dem mittelalterlichen Bauhandwerk widmete. Dabei wurde dieser bisher wenig beachtete, aber wichtige Bereich mittelalterlicher Geschichte von Fachleuten verschiedener Disziplinen umfassend vorgestellt. Im Februar 2017 erschien nun der Band „Von Steinmetzen, Zimmerern und Schmieden. Bauhandwerk im Mittelalter".

Das Institut für Geschichte veranstaltet die Friesacher Akademien schon seit 1990 gemeinsam mit der Stadt Friesach.

Rauchschwaden über Friesach. Die Tücken der Experimentalgeschichte.

Die WissenschaftlerInnen mussten aber auch lernen, dass Experimentalgeschichte ihre Tücken hat. Noch bis vor wenigen Generationen war das Brennen von Kalk allgemeines Wissen. Heute haben nur mehr eine Handvoll Experten mehr oder weniger theoretische Kenntnisse über die Funktionalität eines Kalkbrennofens. Als nun der mittelalterliche Kalkbrennofen in Friesach befeuert wurde, hüllten die Experimentalwissenschaftler erst einmal die gesamte Stadt in dunkle Rauchschwaden. Immerhin war die Feuerwehr informiert worden, die dem Treiben auf dem Burgberg also mehr oder minder gelassen entgegenblickte. Beim dritten Anlauf hat die Kalkherstellung aber dann tatsächlich funktioniert: learning by doing.

Spektakuläre Erkenntnisse

Burgen sind für die Ewigkeit gebaut – so eine unserer gängigen Meinungen über den Burgbau. Eingefallene Mauern werden also quasi immer einem Kampfgeschehen zugeordnet. Es wurde immer angenommen, dass Burgen regelmäßig erstürmt und wieder geschleift wurden. Ein Großteil der von uns als „geschleift" interpretierten Burgen ist aber eigentlich gar nicht erstürmt worden. Inzwischen hat sich herausgestellt, dass die Baukenntnisse der mittelalterlichen Burgherren und -bauer oftmals doch nicht ganz so ausgefeilt waren und die Mauern entweder schon beim Bau oder kurz danach einfach wieder zusammengefallen sind – ohne jegliche Feindeinwirkung.

Auch bestimmte Baumerkmale werden von uns oft fehlinterpretiert, z. B. die so genannten Pechnasen. Es wurde angenommen, dass durch die Pechnasen heißes Pech oder heißes Wasser auf Angreifer ausgegossen wurde. Die meisten Burgen waren aber viel zu klein, um die benötigten Mengen an Pech erhitzen zu können. Auf Höhenburgen war Wasser sowieso ein knappes Gut. Die Experimentalgeschichte hilft, solche Fehleinschätzungen zu korrigieren und Baumerkmale korrekt zu interpretieren.

Wie geht es mit dem Burgbau in Friesach weiter?

Das große Freiluft-Experimentallabor wird es noch einige Zeit geben. In Friesach sind 30 bis 40 Jahre Bauzeit für das Gesamtprojekt vorgesehen. Denn auch die Arbeitsleistung der mittelalterlichen Handwerker ist nicht zu unterschätzen. Für die ArbeiterInnen, die auf der Burgbaustelle in Friesach arbeiten, bedeutet die strikte Anwendung mittelalterlicher Bautechniken eine enorme Umstellung. Es macht einen riesigen Unterschied, ob man mit Maschinen oder der Kraft der eigenen Hände arbeitet. Dies ist eine weitere wichtige Erkenntnis: wir kommen heutzutage nur mit Mühe an die physische Arbeitsleistung von damals heran.

Lust auf einen Burgbau-Besuch bekommen?

Die Baustelle ist ab dem 16. April 2018 wieder zu besichtigen. Mehr Informationen unter www.burgbau.at ✶

How safe is safe enough?

Ein Gespräch über Medienverantwortung und Rechenschaftspflicht mit dem Kommunikationswissenschaftler Matthias Karmasin.

Interview: *Annegret Landes* Foto: *svort/Fotolia*

Matthias Karmasin hat gemeinsam mit Tobias Eberwein und Susanne Fengler ein neues Buch herausgegeben. „The European Handbook of Media Accountability" ist im Routledge Verlag erschienen und behandelt Medienverantwortung und die Selbstregulierung von Medien in Europa und angrenzenden Ländern. Außerdem haben die ForscherInnen einen Index entwickelt, der auf europäischer Ebene ein Instrumentarium anbietet, um mediale Qualitätssicherung und Selbstregulierung zu fördern und zu fordern.

Herr Karmasin, da haben Sie ein hochaktuelles Thema aufgegriffen!
Wir leben in Zeiten einer fragmentarisierten und digitalisierten Öffentlichkeit. Da ist die Frage nach der Qualität von öffentlichen Diskursen und besonders auch der damit einhergehenden Verantwortung sehr relevant.

Was bedeuten Fragmentarisierung und Digitalisierung für die Verantwortung der Medien?
Es entstehen neue Risiken, über die erst einmal ein gesellschaftlicher Konsens erzielt werden muss. Welche Risiken wollen wir in Kauf nehmen? In diesem Kontext haben auch die sozialen Medien Vor- und Nachteile. Amerikanischer Wahlkampf, Brexit, die vermutete Einflussnahme Russlands auf europäische Diskurse – dadurch sind die Risiken zusehends in den Mittelpunkt geraten. Da stellt sich natürlich die Frage, wie man diese Effekte in den Griff bekommen kann. Oft handelt es sich ja gar nicht um kommunizierende Menschen, sondern um algorithmisch generierte Kommunikation, um Bots.

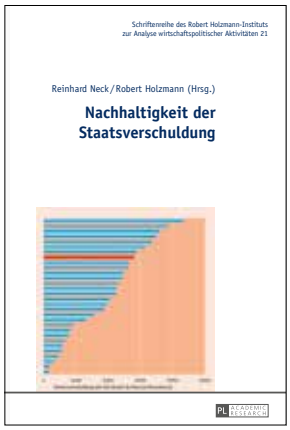
Wie können Chatbots und Social Bots Verantwortung übernehmen?
Eine abschließende Antwort darauf gibt es nicht. Die Vorschläge reichen von der Konstruktion einer elektronischen Person, die mit Rechten und Pflichten ausgestattet ist, bis hin zur rechtlichen Verantwortung der Plattformbetreiber. Darum ist das Thema so aktuell: Es wird durch die algorithmisch gesteuerte Kommunikation noch herausfordernder und komplexer. Das Thema wird auf der Tagesordnung bleiben.

Welche Lösungsansätze gibt es?
Wir haben Länder und Medienkulturen verglichen. Dabei zeigt sich deutlich: Die eine, einzige und allumfassende Lösung gibt es nicht. In manchen Bereichen kann die Selbstregulierung der Branche oder können Feedbacks durch die Zivilgesellschaft sehr gut funktionieren. In anderen Bereichen braucht es deutliche staatliche Vorgaben im Sinne einer regulierten Selbstregulierung oder Co-Regulierung. Wir plädieren sehr stark für Differenzierung.

In Ihrem neuen Buch stellen Sie auch einen Index vor.
Wir haben das Handbook in Folge eines EU-FP7-Projekts und einer Debatte der Europäischen Kommission erstellt und werden der Kommission unsere Ideen präsentieren. Zurechenbare Verantwortung, ein klares System der Qualitätssicherung, aber auch ein System der Fehlerkorrektur sind für die Qualität der Öffentlichkeit sehr wichtig. Eine weitere Beobachtung ist, dass es gerade im Medienbereich sehr schwer ist, „gute" nationale Politik zu betreiben, nämlich der Versuchung zu widerstehen, Medienpolitik als Machtpolitik zu missbrauchen. Deshalb ist hier die europäische Politikebene gefordert. Unser Index bietet eine Vergleichsfläche an, um einen wissenschaftlich soliden Maßstab auf der Basis evidenzbasierter Fakten an der Hand zu haben. Damit könnte die Europäische Politik Media Accountability fordern, aber auch fördern.

Was sind die nächsten Schritte?
Wir haben schon am Rande der letzten Konferenz der European Communication Research und Education Association (ECREA) eine eigene Pre-Conference durchgeführt und werden im Rahmen der Buchreihe einen Band dazu veröffentlichen, der auch die europäische Politikebene in den Blick nimmt. Im nächsten Juli organisieren wir in der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften eine große internationale Konferenz, bei der auch über internationale Umsetzungsthemen gesprochen wird.

Buchtipp



Das Buch beschäftigt sich mit der Frage, wie die Budgetpolitik gestaltet werden soll, um eine nachhaltige Entwicklung der Staatsverschuldung zu gewährleisten. Die Beiträge berücksichtigen dabei sowohl kurz- und mittelfristige konjunkturelle Auswirkungen von Staatsschulden wie Wachstumseffekte. Einen Schwerpunkt bilden die Probleme in der Eurozone, die durch die Staatsschuldenkrise im Gefolge der Großen Rezession besonders betroffen war. Neben Untersuchungen zu den institutionellen Besonderheiten des Euroraums zeigen Länderstudien, wie man testen kann, ob Entwicklungspfade der Staatsverschuldung nachhaltig sind, und welchen Herausforderungen sich die nationalen budgetpolitischen Entscheidungsträger bei der Sicherung der Nachhaltigkeit gegenüberstehen.

Neck, R. & Holzmann, R. (Hrsg.) (2017). Nachhaltigkeit der Staatsverschuldung. Bern: Peter Lang.

Wie kommuniziert man gesellschaftliche Verantwortung?

photo riccio

Gutes tun, und so darüber reden, dass die Unternehmensmarke davon profitiert: Das ist die Aufgabe der CSR-Kommunikation. **Sandra Diehl, Matthias Karmasin, Barbara Mueller, Ralf Terlutter und Franziska Weder** haben ein „Handbook of Integrated CSR Communication“ herausgegeben. Im Interview unter www.aau.at/news-portal spricht Sandra Diehl über Chancen und Dilemmata der CSR-Kommunikation.

Frag‘ den Volkswirt’n!

Michael Eichler/Fotolia

(Volks-)Wirtschaft ist häufig Thema an den Stammtischen. Welche Faktoren bestimmen die Lebenszufriedenheit? Drohen uns bald griechische Verhältnisse bei den Staatsschulden? Wie nachvollziehbar ist die Schulplatzvergabe? Das Institut für Volkswirtschaftslehre lädt bei der **Langen Nacht der Forschung am 13. April 2018** zur Station L44 „Zum Volkswirt’n!“, wo Sie Ihre Fragen mit Forschern der Volkswirtschaftslehre diskutieren. Sie haben keine Frage? Dann ziehen Sie aus dem Fragetopf. Die beste Frage erhält einen Preis.

Neuer Prodekan

Gernot Mödritscher wurde mit 1. Jänner 2018 für die nächsten zwei Jahre zum neuen Prodekan der Fakultät für Wirtschaftswissenschaften bestellt. Als Prodekan folgt er Gerhard Baumgartner nach. Lehre, Forschung und Weiterbildung stehen am Strategieplan der Fakultät als oberste Priorität.

zuerius

Warum wer wie spendet

Janet Kleber erklärt im Gespräch mit *ad astra*, wie man aus sozialpsychologischer Sicht auf Spendenaufrufe reagiert und welchen Einfluss das Zahlenverständnis darauf hat.

Interview: *Theresa Kaaden* Fotos: *Santypan/Fotolia & privat*

Warum spendet der Mensch?
Es gibt mehrere Gründe, warum man sich prosozial verhält. Das eine sind natürlich egoistische Motive: Wenn man mit Leid konfrontiert wird, fühlt man sich oft selber schlecht, und etwas Gutes zu tun, bietet einem die Möglichkeit, sich selbst wieder besser zu fühlen. Auf der anderen Seite gibt es die Idee, dass Menschen tatsächlich altruistisch handeln können, dass sie anderen etwas Gutes tun wollen, ohne eigenen Nutzen daraus zu ziehen. Beide Motive werden von Forschungsergebnissen gestützt und können daher grundlegende Ursachen für das Spendenverhalten sein. Die Empathie-Altruismus-Hypothese von Batson besagt zum Beispiel, dass altruistisches Handeln durch Empathie hervorgerufen werden kann. Wohingegen Cialdini in seinem Negative-State-Relief Model davon ausgeht, dass eher das eigene Wohlbefinden Auslöser für prosoziales Handeln ist.

Gibt es eine typische „Spender-Persönlichkeit"?
Es gibt natürlich Menschen, die eher die Tendenz haben, anderen etwas Gutes zu tun, was unter anderem mit persönlichen Werten und Normen zusammenhängt. Die Forschung unterscheidet zwischen prosozialen und individualistisch eingestellten Personen. Je individualistischer man eingestellt ist, desto mehr denkt man nur an sich selbst. Prosozial eingestellte Menschen erachten Fairness und Kooperation wichtiger als den persönlichen Profit, und das zeigt sich dann in einer höheren Spendenbereitschaft. Das ist aber nur ein Beispiel, es gibt unterschiedliche Forschungsergebnisse zum Einfluss von Persönlichkeitseigenschaften auf Proso-

zialität. Auch soziodemografische Daten spielen eine wichtige Rolle. Beispielsweise nimmt die Spendenbereitschaft mit steigendem Alter zu, und Frauen sind grundsätzlich auch öfter bereit zu spenden. Generell kann man aber von keiner „Spender-Persönlichkeit“ sprechen, weil das Spendenverhalten auch durch verschiedene situative Faktoren beeinflusst wird.

Woran forschen Sie genau?
Wir schauen uns an, wie Menschen auf verschiedene Spendenaufrufe, die man ihnen präsentiert, reagieren. Das größte Medium, um Spenden zu sammeln, sind Aufrufe wie Mailings, Plakate, Briefe oder die Nachrichten. Wir untersuchen beispielsweise, wie verschiedene Bilder oder Zahlen im Spendenkontext wirken. Wenn auf der Welt etwas Schlimmes passiert, sind es vor allem Zahlen, die kommuniziert werden. Wenn man größere Katastrophen betrachtet, das Erdbeben in Mexiko oder ein Tsunami, dann hören wir immer zuerst von den Zahlen, von Hunderttausenden, die nun obdachlos oder gestorben sind. Unsere Frage ist dabei, wie Menschen solche Zahlen verarbeiten und wie sie auf diese Zahlen reagieren.

„Wenn sich Menschen etwas nicht vorstellen können, wie z. B. jeden Abend hungrig ins Bett zu gehen, dann spenden sie dafür auch nicht.“

Was sind die Ergebnisse dazu?
Was die Wirkung von Zahlen betrifft, wissen wir, dass es vom Zahlenverständnis jedes Einzelnen abhängt, wie er die Zahlen wahrnimmt. Wenn eine Hungersnot eine Million Kinder betrifft und man kann mit einer Spende von zehn Euro einem einzelnen Kind helfen, dann führt das bei Menschen mit einem guten Zahlenverständnis eher dazu, dass sie denken, dass ihre Spende überhaupt nichts wert ist, sondern dem Tropfen auf den heißen Stein gleicht. Das einzelne Kind wird in Relation gesetzt zur Gesamtanzahl von Betroffenen – ein Kind von 1.000.000 entspricht lediglich 0,0001 Prozent, was eine Spende als nicht besonders effektiv erscheinen lässt. Menschen mit einem schlechteren Zahlenverständnis vergleichen die Zahlen nicht, sondern fokussieren eher auf das Individuum, reagieren emotional und denken: „Das ist ein Kind, dem kann ich helfen, das ist gut.“

Wie eng arbeiten Sie mit NGOs bzw. mit der Praxis allgemein zusammen?
Wir schauen uns hauptsächlich humanitäre Hilfe, soziale Projekte, Tierschutz und Umweltschutz an und arbeiten da mit verschiedenen NGOs zusammen. Das Ziel der Zusammenarbeit ist zum einen die Optimierung der Spendenaufrufe der NGOs, und zum anderen gibt es uns die Möglichkeit, tatsächliches Verhalten im Feld zu beobachten. Die genaue Untersuchung der Elemente wie etwa Bild und Text im Spendenaufruf und der zugrundeliegenden psychologischen Treiber von Spendenentscheidungen ermöglicht den NGOs, die Erkenntnisse für die Gestaltung zukünftiger Kampagnen zu nutzen.

Können Sie sagen, wie ein perfekter Spendenaufruf aussehen sollte?
Schwer. Die erste Frage wäre, wofür man Geld sammelt. Bei Spenden für humanitäre Hilfe und auch Umwelt- oder Tierschutz konnte die Forschung zeigen, dass die Offenlegung der Overheadkosten einer NGO hilfreich ist, weil sie angibt, wie effektiv eine Organisation arbeitet. Die NGO sollte also transparent kommunizieren, wie viel Geld der Spende in die Verwaltung und wie viel tatsächlich in das Projekt fließt. Bei Naturkatastrophen oder Dingen, die akut passieren, sind die Leute grundsätzlich viel bereiter zu spenden als bei fortwährenden Problemen. Notwendig ist eine Spende ja in beiden Fällen, wenn sich Menschen aber etwas nicht vorstellen können, wie z. B. jeden Abend hungrig ins Bett zu gehen, dann spenden sie dafür auch nicht. Andere Forschungsergebnisse zeigen, dass besonders bei der Darstellung der Opfer mehr Informationen nicht immer besser sind. Wenn man ein identifiziertes Kind zeigt und sagt: „Das ist Sarah, Sarah braucht Ihre Hilfe“, dann tendieren die Leute dazu mehr zu spenden als wenn man sagt: „Das ist Sarah, Sarah braucht Ihre Hilfe, und Sarah ist eines von hunderttausend Kindern, die auch Ihre Hilfe benötigen.“

Spenden auf einen Blick

630 Mio. € spenden die ÖsterreicherInnen im Jahr 2017.	**349 Mrd. €** wurden 2016 in den USA gespendet. Sie sind Spendenweltmeister.
46 Mrd. € werden europaweit jährlich gegeben.	**62%** der ÖsterreicherInnen spenden.
113 € spenden ÖsterreicherInnen im Durchschnitt pro Jahr.	**126 €** werden durchschnittlich in Oberösterreich gegeben – am meisten im Bundesländervergleich.
Kinder, Tiere und Katastrophenhilfe sind beliebteste Spendenziele.	Erlagscheine sind der beliebteste Weg zum Spenden.
Spenden an **1.232** gemeinnützige Organisationen sind steuerlich absetzbar.	**227 Mio. €** an Spenden werden steuerlich abgesetzt – fast jeder dritte Spendeneuro.

© Spendenbericht 2017, Fundraising Verband Österreich

Zur Person

Janet Kleber promovierte 2014 in Angewandter Sozialpsychologie an der Universität Wien und arbeitet als Assistenzprofessorin an der Abteilung für Sozialpsychologie der AAU. Sie beschäftigt sich mit den Ursachen von prosozialem Verhalten (z. B. Spenden), den Einfluss numerischer Fähigkeiten auf Entscheidungen und Themen der Konsumentenpsychologie.

Warum gehen Menschen krank zur Arbeit?

„Präsentismus" bezeichnet das Verhalten von berufstätigen Menschen, die trotz Krankheit arbeiten gehen. Dieses weit verbreitete Phänomen hat weitreichende Folgen, nicht nur für die Menschen selbst, sondern auch für die Unternehmen und in Summe für die gesamte Volkswirtschaft. Heiko Breitsohl verschafft dem unliebsamen Thema stärkere Bekanntheit.

Text: *Barbara Maier* Fotos: *contrastwerkstatt/Fotolia & Barbara Maier*

Regelmäßig schlagen Arbeitnehmervertretungen Alarm, weil es viel zu häufig vorkommt, dass Menschen krank zur Arbeit gehen. Die deutsche Felix-Burda-Stiftung hat einen daraus resultierenden Wertschöpfungsausfall von neun Prozent des deutschen BIB errechnet, umgelegt auf Österreich wären das 30 Milliarden Euro pro Jahr. Laut aktuellem AK-Arbeitsgesundheitsmonitor (ifes-Befragung 2017 für Oberösterreich) gehen hierzulande 33 Prozent der ArbeitnehmerInnen zeitweise auch im kranken Zustand arbeiten. Die seit 2008 zweimal jährlich durchgeführte Umfrage unter 4.000 Personen zeigt auch, dass dieser Wert zur Wirtschaftskrise um das Jahr 2010 wesentlich höher war und bis zu 45 Prozent betrug.

„Diese und andere Studien zeigen, dass insgesamt die volkswirtschaftlichen Kosten für Präsentismus wesentlich höher sind als für Absentismus, dem Fernbleiben aufgrund von Krankheit", bestätigt Breitsohl. Mit diesem, oft gut gemeinten Verhalten wird großer Schaden angerichtet. „Die kranken Menschen können nicht so viel leisten und machen mehr Fehler. Dann merken sie, dass sie doch für einige Tage zuhause bleiben müssen. Zuerst entsteht der Produktivitätsverlust durch die Krankheit, dann durch die Abwesenheit. In manchen Krankheitsfällen kommen später überlange Behandlungen dazu. Wenn Menschen infektiös sind, können sie Kolleginnen und Kunden anstecken. In der Gastronomie oder im Lebensmittelbereich können sie Speisen und Lebensmittel kontaminieren usw." Für die Organisationen ist Präsentismus mit Produktivitätsverlusten und damit entstehenden Kosten verbunden, da ArbeitnehmerInnen, die krank zur Arbeit gehen, nicht ihre normale Produktivität aufrechterhalten können. Auf individueller Ebene führt Präsentismus zu einer Verschlechterung der Gesundheit und zu darauffolgenden längeren Ausfallzeiten.

Was führt zum Präsentismus?
Breitsohl verweist auf ein breites Bündel an Faktoren. Präsentismus kann mit der engen Bindung der Person zum Unternehmen zusammenhängen. Diese Haltung hat zwar viele positive Seiten, kann aber auch negative Konsequenzen haben, wie eine (freiwillige) Verschlechterung der Work-Life-Balance oder die (bewusste) Fehleinschätzung von Krankheitszuständen.

Ein Grundproblem beim Präsentismus ist, dass zuerst nur der Arbeitnehmer/die Arbeitnehmerin merkt, dass er/sie krank ist und diese individuelle Entscheidung für sich fällt: „Man steht morgens auf, hat eindeutige Symptome und weiß, dass man eigentlich zuhause bleiben sollte. Dennoch geht man zur Arbeit." Der Arbeitgeber wiederum hat meist keine klaren Regeln, nach denen er den kranken Mitarbeiter nach Hause schicken kann. Er versucht einzuschätzen, wieviel Arbeit vorhanden ist und ob die Person genau jetzt ersetzbar ist. Umgekehrt aber gibt es in den meisten Unternehmen strenge Regeln, warum Abwesenheit nicht erlaubt ist. Breitsohl weiß aus seinen Untersuchungen, dass das Phänomen Präsentismus überall auftritt: „Den Betrieb, in dem niemand krank zur Arbeit kommt, gibt es nicht. Es muss auch nicht in jedem Fall ein Problem sein, aber in der Masse wirkt es sich aus – das wissen die Gewerkschaften und Sozialversicherungsträger."

Wer trägt die Verantwortung?
Breitsohl attestiert, dass sich auf der Arbeitgeberseite noch zu wenige mit dem Anwesenheitsthema auseinandersetzen oder es auch explizit nicht wollen. Er berichtet von einem Gesundheitsgroßbetrieb in Deutschland, dem er eine Studie zur Problematik vorgeschlagen hatte: „Sie wollten schlicht nicht darüber reden mit dem Argument, Präsentismus ist bei uns kein Thema. Das Problem existiert also nicht, solange man sich nicht damit auseinandersetzt."

Oder es werden falsche Anreize gegeben, wie etwa Boni für wenige Krankenstandstage. Daten dazu sind laut Breitsohl kaum erfragbar, weil sie wie Betriebsgeheimnisse gehütet werden. Unternehmen wollen in erster Linie Gewinne machen und sind der Meinung, dass dies mit möglichst wenigen Krankentagen erreicht werden könne. „Dass aber Absentismus gewinnbringender ist als Präsentismus, wollen die wenigsten glauben", meint Breitsohl, „außerdem sind eine genaue Erhebung und eine Regelerstellung mit Arbeit verbunden. Da passiert auch Irrationales."

Breitsohl weiß aber auch von Unternehmen, die sich schon mit dem Thema auseinandergesetzt haben und die größten Fehler nicht mehr machen. Doch meist entscheidet die herrschende Unternehmenskultur mit ihren informellen Regeln, ob jemand krank zur Arbeit geht oder nicht. Breitsohl: „Wenn es keine klaren Regeln gibt, aber das Zuhausebleiben nicht so gerne gesehen wird, befördert es dieses Verhalten, ohne dass es explizit gesagt wird."

Wer beutet sich am stärksten aus?
Der häufigste Grund, krank zur Arbeit zu gehen, ist die Angst, den Arbeitsplatz zu verlieren. Das betrifft ZeitarbeiterInnen, Menschen in einem befristeten Arbeitsverhältnis oder mit Werkvertrag. Sie müssen ständig vollen Einsatz zeigen und tragen ein hohes Risiko. Breitsohl: „Wenn es kein sicheres arbeitsrechtliches und soziales Fundament gibt, dann führt die Entscheidung oft zum Präsentismus."

Aber auch Menschen in relativ gesicherten Positionen wie Geschäftsführer oder Universitätsprofessorinnen pflegen häufig einen schlechten Umgang mit der eigenen Gesundheit. Geschäftsführer fühlen sich häufig für den Betrieb verantwortlich und nehmen Krankheit in Kauf. Im Wissenschaftsbetrieb dient die Forschung der eigenen Karriere, und diese wird oft unvernünftig betrieben. „Der Mensch handelt immer wieder irrational", sagt Breitsohl.

Die Messungsproblematik
Absentismus ist viel leichter zu erfassen als Präsentismus: Die Person ist einfach nicht da. „Präsentismus zu messen ist viel komplizierter", erklärt Breitsohl: „Ich muss herausfinden, in welchem Zustand sich die Person befindet und wie lange dieser schon anhält. Ohne offensichtliche Symptome kann ich es nicht wissen. Manchmal wirkt es so, als hätte man nur einen schlechten Tag. Manchmal versteckt man es. Präsentismus ist zum Teil ein unsichtbares Phänomen."

Die technischen Zeiterfassungssysteme von Betrieben und Organisationen bilden nur die Abwesenheit ab, aber nicht die Anwesenheit trotz Krankheit. Reale Zahlen können nur in Studien direkt mit den ArbeitnehmerInnen erzielt werden und nicht über die ArbeitgeberInnen.

Ohne Zwang entscheiden können
Breitsohl mangelt es noch an der allseitigen Bewusstseinsbildung. Nachdem die erste Entscheidung individuell zu treffen ist, sollte die Krankheitskompetenz gestärkt werden. Was genau fehlt mir gerade, und was ist angemessen zu tun? „Die Menschen sollten lernen, sich selbst besser einzuschätzen, wann sie noch zur Arbeit gehen sollen und wann nicht. Mit Information und Weiterbildung ließe sich einiges erreichen", resümiert Breitsohl. Außerdem wäre es ideal, „wenn die Menschen die Möglichkeit haben, frei zu entscheiden und nicht getrieben sind oder unter Zwang entscheiden müssen. Unter Angst kann niemand eine vernünftige Entscheidung treffen." ✶

Zur Person

Heiko Breitsohl, geboren 1978 in Stuttgart, ist seit Februar 2017 Universitätsprofessor für Organisation und Personalmanagement an der Fakultät für Wirtschaftswissenschaften. Breitsohl studierte Betriebswirtschaftslehre und Psychologie an der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt und an der University of Memphis, USA.

Eine von Breitsohl organisierte Tagung in Klagenfurt wird im Juli 2018 Forscher und Forscherinnen aus der ganzen Welt zum Thema Anwesenheitsverhalten zusammenführen.

Keine Angst vor Künstlicher Intelligenz

Nöhr

Erich Teppan (Institut für Angewandte Informatik) hat Mitte Jänner mit dem Habilitationskolloquium seine **Habilitation** abgeschlossen. Er forscht seit Jahren in mehreren Projekten an heuristischen Algorithmen, die Problemlösungen schneller und effizienter erzeugen und vielleicht irgendwann selbst lernen können sollen. Vor Künstlicher Intelligenz hat Erich Teppan aber keine Angst, glaubt er doch daran, dass es nicht Intelligenz ist, die Lebewesen besonders erfolgreich macht. Ein Interview mit ihm gibt's unter www.aau.at/news-portal.

Komm MIT 2018

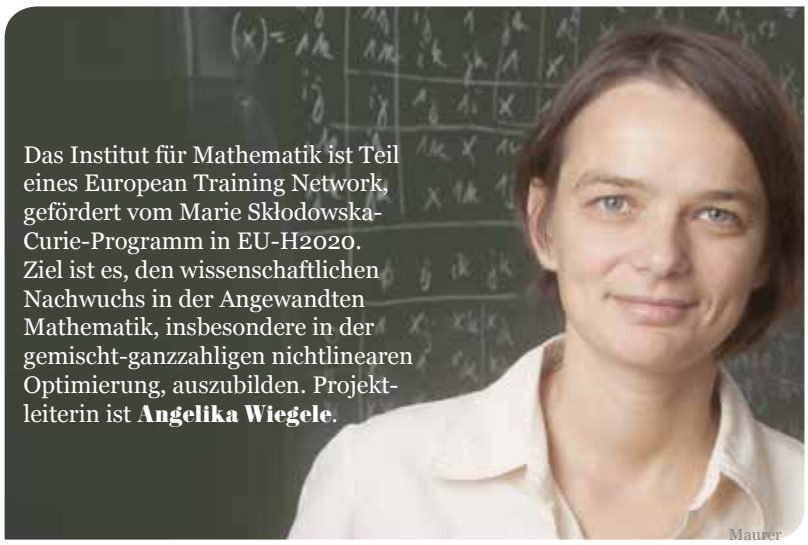
Am 28. September lädt die AAU zum **Tag der Mathematik & Informatik**. Für LehrerInnen, Studierende, ElementarpädagogInnen sowie ausgewählte SchülerInnen werden Workshops geboten. Informationen dazu zeitnah unter www.aau.at/komm-mit

pico/Fotolia

Wussten Sie, dass ...

... die Fakultät für Technische Wissenschaften engagierten Schülerinnen und Schülern die Möglichkeit bietet, ihr Wissen, ihre Kreativität sowie ihre Fähigkeiten im Rahmen eines **4-wöchigen IT-Ferialpraktikums** einzubringen und so Einblicke in die faszinierende Welt von Forschung, Technologie und Innovation zu gewinnen. Die Praktika für 2018 wurden aktuell vergeben. Die Anmeldung ist jeweils im Februar unter www.aau.at/technik-studieren/it-ferialpraktikum/ möglich.

Exzellenzprogramm für Optimierung


Maurer

Das Institut für Mathematik ist Teil eines European Training Network, gefördert vom Marie Skłodowska-Curie-Programm in EU-H2020. Ziel ist es, den wissenschaftlichen Nachwuchs in der Angewandten Mathematik, insbesondere in der gemischt-ganzzahligen nichtlinearen Optimierung, auszubilden. Projektleiterin ist **Angelika Wiegele**.

Hört jemand mein Gespräch mit?

alphaspirit/Fotolia

Wie kann man sicher sein, dass die Website, auf der man eine Kreditkartennummer eingibt, zum Online-Shop gehört? Wie sehen Daten aus, die man beim Websurfen aufzeichnen kann, und was weiß man daraus? Wie schützt man sich vor Betrug und Hackern, die WLAN-Zugangspunkte oder Internet-of-Things-Geräte nutzen. Die Station U01 bei der **Langen Nacht der Forschung am 13. April 2018** demonstriert, wie (leicht) es funktioniert, Daten auszuspähen, und wie (leicht) man sich davor schützen kann. www.lnfktn.at

Möglichst leicht auf Höhenflug

Die Flugzeugindustrie hat ein großes Interesse an der Verringerung von Kabeln in Flugzeugen. Ein Forschungsteam arbeitet nun daher an der Weiterentwicklung kabelloser Kommunikation für die Luftfahrt.

Interview: *Romy Müller* Foto: *Alan Clayton*

Im A380, dem mit einer maximal zulässigen Kapazität von bis zu 853 Personen größten in Serienfertigung produzierten Passagierflugzeug, sind 530 Kilometer Kabel verlegt. Das Gewicht dieser Kabel schlägt mit etwa 25 t und somit zwei bis fünf Prozent des Gesamtgewichtes erheblich zu Buche. Da sich das Flugzeuggewicht direkt auf Kosten wie beispielsweise den Treibstoffverbrauch oder die Instandhaltung und Wartung niederschlägt, ist jedes eingesparte Kabel-Kilo Goldes wert. Durch weniger Kabel lässt sich auch die Flexibilität der Technik bei der Installation erhöhen. Die Lösung liegt in kabellosen Verbindungen, die wiederum besonders zuverlässig kommunizieren und robust gegenüber Interferenzen sein müssen. Christian Bettstetter, Jorge Schmidt und Daniel Neuhold (Institut für Vernetzte und Eingebettete Systeme, oben im Bild) führen dazu seit 2015 gemeinsam mit den Lakeside Labs und Jirka Klaue (Airbus, Hamburg) und Dominic Schupke (Airbus, München) ein Forschungsprojekt durch, das vom Kärntner Wirtschaftsförderungsfonds unterstützt wird.

Solche kabellosen Sensornetzwerke für Flugzeuganwendungen müssen in mehreren Aspekten sehr verlässlich sein: Hardware, Software und Kommunikationsprotokolle müssen robust gegen Störungen sein und fehlerfrei funktionieren. Der Doktorand Daniel Neuhold, der derzeit im Zuge seiner Arbeit einen sechsmonatigen Forschungsaufenthalt an der University of Southern California (USC) absolviert, erklärt die technische Herausforderung anhand eines alltäglichen Szenarios: „Stellen Sie sich vor, Sie sitzen an einem Tisch und versuchen, sich mit einer beliebigen Person zu unterhalten. Sofern niemand dazwischen spricht, können Sie dies auch mühelos tun. Wenn jedoch auch andere Personen eine Unterhaltung beginnen oder ein Radio eingeschaltet wird, nehmen Sie dies in Form von Störungen wahr und müssen Ihre Konversation derart ändern, dass Ihr Gesprächspartner Sie weiterhin verstehen kann. Ob Sie nun lauter sprechen als alle anderen, Ihre Stimmlage verändern, um sich hervorzuheben oder alle bitten, nicht gleichzeitig zu sprechen – das alles ist weitestgehend eine Art Protokoll, das Sie einführen, um eine gelungene Kommunikation zu gewährleisten. Der größte Unterschied zu unserer Arbeit liegt darin, dass wir uns an einem Tisch mit mehreren tausenden Gesprächspartnern befinden, die gleichzeitig Informationen austauschen müssen.“ Ziel des Projekts ist es also, robuste Kommunikationsprotokolle für kabellose Netzwerke in Flugzeuganwendungen zu etablieren.

Das Projekt zeigt bereits Ergebnisse, die unter anderem im jüngst präsentierten Paper „Experimental Study of Packet Loss in a UWB Sensor Network for Aircraft“ vorgestellt wurden. Darin stellen die Autoren einen Aufbau eines Sensornetzwerks in einer Passagierkabine eines kommerziellen Flugzeuges mit einigen Passagieren nach und evaluieren den Einsatz von Ultra-Wide-Band (UWB) als potenzielle Kommunikationstechnologie. Mit ihren Untersuchungen zeigen sie die Auswirkungen von Passagierinnen und Passagieren auf eine in einer Flugzeugkabine etablierte Kommunikationstechnik und stellen zudem Verfahren vor, wie die Verlustrate von Datenpaketen reduziert und die dazu benötigte Redundanz verringert werden kann. Die Arbeit bietet erste Einsichten, um die Zuverlässigkeit von kabelloser Datenübertragung innerhalb eines Flugzeugs qualitativ zu beschreiben. Sie wurde Ende letzten Jahres im Rahmen der „ACM International Conference on Modeling, Analysis and Simulation of Wireless and Mobile Systems“ in Miami mit dem Best Paper Award ausgezeichnet. ✶

Klagenfurter Forscher auf Mars-Mission-Simulation im Oman

Die Wüsten von Dhofar, dem größten Regierungsbezirk im Sultanat Oman, ähneln in ihrer Beschaffenheit in vielerlei Hinsicht der Marsoberfläche. Das Österreichische Weltraum Forum (ÖWF) unternahm im Februar daher eine großangelegte Mars-Mission-Simulation in den Oman, um dort Feldforschung durchzuführen. Beteiligt waren 16 Experiment-Teams, darunter auch die Forschungsgruppe zu Drohnen-Navigation rund um Stephan Weiss.

Text: *Romy Müller* Foto: *ÖWF/Florian Voggeneder*

„Luftfahrzeuge sind flink und wendig. Sie können fremde Umgebungen, beispielsweise auf dem Mars, schneller erforschen als Bodenroboter", erklärt Stephan Weiss (Institut für Intelligente Systemtechnologien der AAU). Er räumt dabei aber ein: „Das Problem ist die Navigation solcher Drohnen, wenn kein GPS zur Verfügung steht." Er arbeitet daher gemeinsam mit seinem Team an der Weiterentwicklung einer kamerabasierten Navigation, die den Einsatz von Helikopter-Fluggeräten unter anderem bei Marsmissionen ermöglichen soll.

Experimente vor Ort

Bei der zu erprobenden Drohne handelt es sich um ein kleines Multikopter-Fluggerät, das mit Sensoren, u. a. einer Kamera, und einem Datenverarbeitungssystem ausgestattet ist. Stephan Weiss erläutert: „Es soll ausschließlich anhand der von der Bordkamera aufgenommenen Bilder und der systemeigenen Lageregelung im Gelände navigieren." Bei der Mission im Oman wurden die von der Bordkamera aufgenommenen Bilder nach dem Einsatz des Fluggeräts mit Inertialdaten und GPS synchronisiert. So sollte überprüft werden, ob die visuelle Positionsbestimmung des Fluggeräts funktionieren würde. „Dabei kam der Multikopter zu unterschiedlichen Tageszeiten und in verschiedenen Landschaftsformationen zum Einsatz.

Die gewonnenen Ergebnisse wurden anschließend verglichen", so Weiss, der nach seiner Promotion an der ETH Zürich für drei Jahre am Jet Propulsion Laboratory (JPL) der National Aeronautic-sand Space Administration (NASA) an der Weiterentwicklung der kamerabasierten Navigation von unbemannten Helikoptern arbeitete. An diesem Labor läuft derzeit auch eine Projektstudie, die die technischen Möglichkeiten auslotet, eine solche kameranavigierte Drohne auf dem Mars fliegen zu lassen. Zeigt die Projektstudie positive Ergebnisse, wird das kleine Fluggerät – voraussichtlich mit dem von Weiss mitentwickelten Algorithmus – 2020 auf dem Mars fliegen.

Neues Wissen durch Simulation

Einstweilen wird Stephan Weiss die im Oman gewonnenen Erkenntnisse für die wissenschaftliche Community verarbeiten. Die Experimente wurden im Rahmen der AMADEE-18-Mission des Österreichischen Weltraum Forums durchgeführt. Für den ÖWF-Obmann und Leiter der Mars-Simulation Gernot Grömer ist „Feldforschung in einer marsähnlichen Umgebung eine hervorragende Möglichkeit, Erfahrung zu sammeln und sowohl die Vorteile als auch die Grenzen der wissenschaftlichen Erkundung fremder Planeten zu verstehen". Die Mission im Oman wurde vom Mission Support Center in Innsbruck aus geleitet. Von dort aus kommunizierte die „Bodenstation" mit der 15-köpfigen Feldcrew im Oman, der Mitglieder aus neun Nationen angehörten, inklusive Analog-AstronautInnen.

Wesentlicher Teil des Forschungsprogramms von AMADEE-18 sind die Experimente, die von zahlreichen internationalen Forschungseinrichtungen eingereicht wurden. Abgedeckt werden die Bereiche Geowissenschaften, Ingenieurswesen, Humanwissenschaften, Arbeiten im Raumanzug und Astrobiologie. Simuliert werden alle Planungs- und Durchführungsschritte, die zu einer Weltraummission gehören, wie der zeitliche Ablauf der Mission vor Ort, genannt Flugplan: Der detaillierte Zeitplan für die simulierten Außenbordeinsätze der Analog-AstronautInnen mit den robotischen Fahrzeugen und den entsprechenden Experimenten auf der marsähnlichen Oberfläche wurde vorher genau festgelegt und während der Mission abgearbeitet. Teil der Simulation ist auch die Fernüberwachung der Experimente durch die Expertinnen und Experten im Mission Support Center. Wie bei der Erforschung des echten Mars gibt es auch bei AMADEE-18 eine 10-minütige Kommunikationsverzögerung zwischen Oman und Innsbruck.

Ein weiterer Schwerpunkt liegt auch auf dem Einsatz des ÖWF-Mars-Raumanzug-Simulators „Aouda.X". Er wurde gebaut, um alle wesentlichen Einschränkungen eines realen Mars-Raumanzugs wiederzugeben, wie etwa Gewicht, Druck-Gegenkräfte oder eingeschränkte Wahrnehmungsfähigkeit. Mit ihm soll die Zusammenarbeit mit anderen (robotischen) Komponenten, wie etwa einem Rover, optimiert und gleichzeitig das Risiko einer biologischen Kontamination des untersuchten Planeten minimiert werden. In einer mehrmonatigen Grundausbildung lernen die ÖWF-Analog-AstronautInnen, den Simulator zu tragen und zu steuern.

„Kunden, die diesen Artikel gekauft haben, kauften auch…."

Ob auf Amazon, Google, Xing oder Facebook – uns werden ständig Dinge, Artikel oder auch Personen vorgeschlagen, die wir kaufen, liken oder mögen könnten. Dahinter stecken Empfehlungssysteme, so genannte Recommender Systems, die Dietmar Jannach (Institut für Angewandte Informatik) nicht nur analysiert, sondern auch verbessern möchte.

Interview: *Katharina Tischler-Banfield* Fotos: *vege/Fotolia & photo riccio*

Was sind Recommender Systems?
Den meisten werden Empfehlungssysteme von Amazon oder anderen Online-Marktplätzen bekannt sein, aber auch XING oder LinkedIn arbeiten mit Empfehlungen. Ganz allgemein formuliert, geben Recommender Systems Vorschläge für weitere Dinge, die für die Userin oder für den User interessant sein könnten.

Was bezwecken Empfehlungssysteme?
Geht man von einer Zwei-Nutzen-Perspektive aus, sollen diese Systeme sowohl dem Betreiber als auch dem Kunden nutzen. Die Plattform verfolgt das Ziel, mehr zu verkaufen, mehr Aktivität zu erzielen, z. B. bei sozialen Medien, oder sie wollen, dass die KonsumentInnen Neues entdecken z. B. auf Spotify oder Netflix. Der Nutzen auf Kundenseite zeigt sich – positiv formuliert – dadurch, dass man alternative Produkte oder auch Zubehör zu bereits gekauften Produkten findet, aber auch dass man etwas Neues entdeckt.

Wie werden diese Vorschläge generiert?
Die meisten verfügen über wenig personalisierte Möglichkeiten. Eine einfache, aber auch effektive Variante ist die Empfehlung der Top Seller. Bei kollaborativen Systemen bekommen NutzerInnnen Vorschläge, wie „Kunden, die jenen Artikel gekauft haben, kauften auch …". Im Fall von produktbasierten Anwendungen wird dem Kunden, der ein Produkt kauft, ein weiteres angeboten, das oft in Kombination gekauft wurde. Für diese Arten von Empfehlungen müssen die Plattformen nicht viel über Sie als Person wissen.

Und was wissen Amazon, Google & Co wirklich?
Das kommt darauf an, ob Sie als eingeloggte Kundin auf den Webseiten unterwegs sind oder das erste Mal die Seite besuchen. Aber natürlich wird ausgewertet, was Sie pro Sitzung getan haben. Theoretisch können alle Verhaltensmuster untersucht und zusammengeführt werden, um die Zielgenauigkeit der Empfehlungen zu vergrößern. Es wird aber auch untersucht, was die Benutzergemeinschaft getan hat und was Ihre persönlichen Vorlieben sind.

Werden Daten unter den Anbietern ausgetauscht?
Jeder von uns kennt Werbung, die uns auf unterschiedlichen Seiten „verfolgt". Hier wird zumindest ausgetauscht, welche Seiten Sie besucht haben. Sie bzw. Ihr Gerät hinterlassen Cookies auf den besuchten Seiten, d. h. die Anbieter erkennen zumindest Ihren Rechner wieder. Viele wissen nicht, dass etliche Werbebetreiber den großen Konzernen wie Google gehören und dementsprechend diese Verfolgung leicht möglich ist. Es ist also kein Zufall, wenn Ihnen die gleiche Werbung an unterschiedlichen Stellen angezeigt wird.

Woran arbeiten Sie mit Ihrer Forschungsgruppe?
Informatik beschäftigt sich sehr oft mit den Algorithmen hinter den Systemen. Wir hingegen versuchen herauszufinden, welche Effekte es unter Realwelt-Gegebenheiten gibt. Wie wirken Empfehlungen auf das Kundenverhalten? Das Problem ist, dass man als Forscher nicht mit realen, sondern meist mit historischen Daten und Simulationen arbeiten muss. Kooperationen ermöglichen uns allerdings, reale Datensätze zu analysieren.

Mit wem haben Sie schon zusammengearbeitet?
Zum Beispiel mit Zalando. So haben wir „echte" Daten zur Verfügung gestellt bekommen und konnten uns anschauen, was das System empfohlen hat und wann es erfolgreich war. Dafür haben wir Informationen über vergangenes Nutzerverhalten bekommen, natürlich anonymisiert und randomisiert, so dass man keine Rückschlüsse auf das Geschäftsmodell machen kann.

Was haben Sie bei Zalando herausgefunden?
Zalando arbeitet vor allem mit Empfehlungen von Artikeln, die sich UserInnen beim letzten Besuch angesehen haben. Wenn man sich das Klickverhalten der NutzerInnen ansieht, geht nur einer von 100 Klicks auf die Empfehlungsliste. Aber, wenn sie dann auf eine Empfehlung klicken, ist die Konversionsrate sehr hoch, d. h., sie kaufen dann auch eher. Wenn also einmal das Interesse geweckt ist, ist die Kaufwahrscheinlichkeit hoch.

Also sind Empfehlungen aus Anbietersicht erfolgreich?
Zu einem gewissen Grad. Im Fall von Zalando haben wir herausgefunden, dass die Empfehlungen nicht das zentrale Element der Navigation sind. Die NutzerInnen suchen viel über die Kategorien. Wir haben vor Jahren eine Studie durchgeführt, wo wir Seiten von Handyspielen mit und ohne Empfehlungen getestet haben. Die Empfehlungslisten brachten fast vier Prozent mehr Umsatz. Stellen Sie sich vier Prozent mehr Umsatz im Fall von Amazon vor!

Ist die Qualität der Empfehlungen ausschlaggebend?
Gerade bei Musikplattformen sind die Vorschläge wichtig. Wenn viel Musik gespielt wird, die mir nicht gefällt, nutze ich den Dienst vielleicht nicht mehr. In anderen Anwendungsbereichen, wie im E-Commerce, kann die Sache aber weniger wichtig sein und einzelne schlechte Empfehlungen sind nicht schlimm. In einer kleineren Studie haben wir beispielsweise Testpersonen eine von uns manipulierte Amazon-Seite vorgesetzt, auf der wir die Empfehlungen durch unsinnige Vorschläge ausgetauscht haben. Den TesterInnen ist es nicht aufgefallen. Sie sind es anscheinend gewohnt.

Was macht gute Recommender Systems aus?
Wenn ich Star Wars-Fan bin und bekomme nur Vorschläge für Star Wars-Filme, ist das sinnlos, da ich die sowieso ansehen würde. Als UserIn habe ich keinen Nutzen davon. Bei Musik möchte man einerseits die Lieblingskünstler hören, manchmal aber lieber etwas Neues entdecken. Der Kontext des Users oder der Userin ist entscheidend. Daher ist die Frage nach der guten Empfehlung sehr schwer zu beantworten.

Können die NutzerInnen auf die Empfehlungen Einfluss nehmen?
Wir beschäftigen uns unter anderem mit Feedbackmöglichkeiten für KundInnen. Welche Mechanismen können wir den NutzerInnen anbieten, um dem System mitzuteilen, dass die Annahmen über mich falsch sind? Sie haben einmalig ein Geschenk gekauft, z. B. Kinderspielzeug, und bekommen nun nur mehr Vorschläge für Spielzeug. Auf Amazon beispielsweise sehen die KundInnen, warum sie welche Vorschläge bekommen, und können melden, was nicht mehr für Empfehlungen genutzt werden soll. Diese Funktionalität gibt es, aber keiner kennt sie.

Bei vielen Recommender-Systemen möchte man meinen, das Ziel sind nicht die besten Empfehlungen.
Empfehlungen sind auch immer eine Balance zwischen dem Kundeninteresse und den Interessen der Anbieter. Netflix empfiehlt nicht unbedingt die Serien, die dem Kundenwunsch entsprechen, sondern vor allem auch Serien, die von Netflix selbst teuer produziert wurden. In der akademischen Forschung gehen wir immer davon aus, das Beste für die KundInnen zu entwickeln. In der Realität kann es aber durchaus sein, dass beispielsweise die ersten beiden Positionen der Empfehlungsliste durch Sponsoring belegt werden. ✶

Zur Person

Dietmar Jannach ist seit Oktober 2017 Universitätsprofessor für Wirtschaftsinformatik am Institut für Angewandte Informatik. Bis zu seiner Berufung an die AAU war er seit 2008 Stiftungsprofessor am Lehrstuhl für „Dienstleistungsinformatik" an der TU Dortmund. Seine Forschungsschwerpunkte sind Spreadsheet Research und Recommender Systems.

Was wissen die KärntnerInnen über Wirtschaft und Finanzen?

Das Finanzwissen der Kärntner Erwerbsbevölkerung mit einem Mittelwert von 8,19 korrekten Antworten (auf die OECD-11-Standardfragen) ist mit jenem anderer vorliegender österreichischer Studien vergleichbar bzw. fällt der Befund – speziell in Hinblick auf Kenntnisse zu Abwertungen bzw. deren Auswirkungen auf Fremdwährungskredite – marginal höher aus. Die „Financial Literacy“ der Kärntnerinnen und Kärntner hat also von der Hypo-Causa profitiert, zeigt eine Studie, die von **Robert Klinglmair**, **Florian Kandutsch** und **Alexander Brauneis** mit Land Kärnten und Arbeiterkammer durchgeführt wurde.

LPD Bauer

Wussten Sie, dass …

… am 16. März 2018 der „**Tag der Offenen Tür**“ an der Alpen-Adria-Universität stattfindet? Alle Studienrichtungen stellen sich interessierten zukünftigen Studentinnen und Studenten vor und bieten entsprechende Beratung an. Das Programm gibt’s unter www.aau.at/openday

Das soll ich lesen?!

Moser

Viele LeserInnen verlassen sich bei der Lektürewahl auf Empfehlungen der Literaturkritik. Die Station U22 bei der **Langen Nacht der Forschung am 13. April 2018** zeigt, wie Literaturkritik funktioniert. Mit prominenten Gästen aus dem Literaturbetrieb diskutieren wir Neuerscheinungen: Warum soll ich das vorgestellte Buch (nicht) lesen? Was ist ein gutes, was ein schlechtes Buch? Ist literarischer Geschmack objektivierbar? Sie sind eingeladen mitzureden und ein Buch zu gewinnen. www.lnfktn.at

Buchtipp

In einer Zeit, in der sich Zeitzeuginnen und Zeitzeugen kaum noch und bald nicht mehr am Diskurs beteiligen können, widmet sich der Sammelband thematisch der Generation jener jungen Menschen, die als letzte mit diesen unmittelbaren Augenzeuginnen und Augenzeugen des Zweiten Weltkriegs und des Nationalsozialismus in Austausch treten kann. Vorgestellt werden die Resultate eines Forschungsprojekts an der AAU. Der Band richtet sich mit Handlungsempfehlungen und Good-Practice-Beispielen auch an Lehrkräfte.

Danglmaier, N., Hudelist, A., Wakounig, S. & Wutti, D. (Hrsg.) (2017). Erinnerungsgemeinschaften in Kärnten/Koroška. Eine empirische Studie über gegenwärtige Auseinandersetzungen mit dem Nationalsozialismus in Schule und Gesellschaft. Klagenfurt/Celovec: Hermagoras/Mohorjeva.

Schreiben in einer Fremdsprache

Wrilab2, ein „Online-Lese- und Schreiblabor für Tschechisch, Deutsch, Italienisch und Slowenisch Niveau L2” ist unter www.wrilab2.eu abrufbar. Dazu gibt’s auch ein Buch, herausgegeben von **Anna-Maria Perissutti, Sonja Kuri und Ursula Doleschal**. Der Band richtet sich an Lehrende an Universitäten und Schulen (Sekundarstufe) und bietet ihnen eine Übersicht über aktuelle Forschungsergebnisse zum Fremdsprachenunterricht in Bezug auf das Schreiben sowie einen Einblick in das Online-Tool.

Sportliches Lesen

Flüssiges und sinnerfassendes Lesen ist nach wie vor eine große Schwäche bei vielen SchülerInnen. Durch einfache Methoden können Lehrkräfte und Eltern den Kindern helfen, diese Defizite zu überwinden und die Lust aufs Lesen zu wecken. Wie das gelingen kann, darüber spricht Markus Pissarek mit *ad astra*.

Text: *Lydia Krömer* Foto: *wip-studio/Fotolia*

(Viele) Kinder tun sich nach wie vor schwer beim Lesen, und schwache LeserInnen schaffen es nicht von alleine, sich eine angemessene Leseflüssigkeit und geeignete Lesestrategie anzueignen. Für diese Gruppe gibt es erprobte Fördermethoden, die relativ einfach und rasch von Lehrkräften und Eltern umgesetzt werden können: „Eine Variante ist das *paired reading*. Als Hilfsmittel dient eine Stoppuhr. Da kann es schon sehr sportlich zugehen", sagt der Deutschdidaktiker Markus Pissarek. Kinder, die elementare Schwierigkeiten beim Lesen haben, werden in Fördergruppen zusammengefasst. Dort werden kürzere Erzähltexte im Tandem laut vorgelesen. „Ein Schüler liest laut vor, ein zweiter liest stumm mit, notiert Zeit und Anzahl der sinnentstellenden Verleser", beschreibt Pissarek. Mit jedem Durchgang merken die SchülerInnen, dass sie schneller werden und das Training wirksam ist.

Bei diesem Trainingsverfahren ist eine Steigerung der Leseflüssigkeit, die sich aus dem Lesetempo und der Lesegenauigkeit zusammensetzt, bereits nach mehreren Wochen feststellbar. Dies setze aber voraus, so der Forscher, dass mindestens drei Mal pro Woche für 20 Minuten über mehrere Wochen hinweg geübt werde. Er sieht den Vorteil dieser Methode darin, dass SchülerInnen nicht mit den guten LeserInnen der Klasse verglichen werden, sondern mit sich selbst. „Insbesondere bei Buben zeigt das Lesen mithilfe einer Stoppuhr einen hohen motivierenden Effekt", so Pissarek, der dieses Trainingskonzept bei SchülerInnen in der Volksschule und der Neuen Mittelschule erfolgreich angewendet hat.

Richtige Texte auswählen

Markus Pissarek empfiehlt zum Üben „lesemotivierende Texte", die der jeweiligen Altersstufe entsprechen. An der Universität Regensburg hat er gemeinsam mit seinem Kollegen Johannes Wild RATTE – ein Analysetool für Texte – entwickelt. Diese Software kann gratis heruntergeladen werden und unterstützt LehrerInnen und Eltern dabei, die Eignung von Texten für den Unterricht in bestimmten Jahrgangsstufen einzuschätzen. Mit copy-and-paste werden Texte aus Sachbüchern oder Printmedien eingepflegt und anhand der Satzlänge oder Silbenzahl der Wörter die Textschwierigkeit eingestuft.

Lust aufs Lesen

Markus Pissarek geht noch einen Schritt in die Kindheit zurück: „Das Geschichten-Vorlesen im Kindesalter trägt wesentlich zur vorschulischen Lesesozialisation bei", sagt der Forscher. „Lesen sollen die Kinder als bedeutsam erleben." Aber was passiert mit Kindern, die nicht das Glück haben, in solchen Familien aufzuwachsen? Dazu hat Pissarek folgende Empfehlung: Das Lesen von Büchern, verknüpft mit Hörbüchern, lässt gezielt und erfolgreich die Lesekompetenz trainieren. „Es ist wichtig, den Kindern zu vermitteln, dass Lesen Spaß machen kann. Sie brauchen Bücher, die begeistern." Ein Einstieg kann beispielsweise die Bücherserie „1000 Gefahren" sein, die deshalb so spannend ist, da die LeserInnen selbst über den Ausgang des Buches entscheiden und die Geschichte beeinflussen können. Schöne Beispiele für Jugendbücher, die unterhalten und dennoch literarisch anspruchsvolle Textpassagen enthalten, sind für Markus Pissarek die Comic-Romane „Gregs Tagebuch" oder „Miles & Niles".

Zur Person

Markus Pissarek ist Professor für Deutschdidaktik am Institut für Germanistik. Er forscht zu fachspezifischer Lehrerprofessionalität und Kompetenzmodellierung, Sprachbewusstheit und Lesekompetenz.

Wie viel Emotion braucht die pädagogische Beziehung? Über Kuschelpädagogik und Ängste beim Lernen

Agnes Turner fragt nach der Bedeutung von Emotion und Gefühl in der pädagogischen Beziehung. Mit *ad astra* sprach sie darüber, ob ein Lehrer auch ein Kind unsympathisch finden und dies trotzdem zu einer fairen Behandlung und Leistungsbeurteilung führen kann.

Text: *Romy Müller* Fotos: *JackF/Fotolia & Romy Müller*

In Österreich geben 50,8 Prozent der Schülerinnen und Schüler in der PISA-Studie von 2015 an, sich sehr ängstlich zu fühlen, obwohl sie gut für eine Prüfung oder einen Test vorbereitet sind. Für die Pädagogin und Psychologin Agnes Turner ist das einerseits eine gute Nachricht: Eine Hälfte fürchtet sich nicht. Um die andere Hälfte müsse man sich aber sehr gut sorgen – diesen Schülerinnen und Schülern muss in Zukunft mehr Aufmerksamkeit gewidmet werden. Die psychoanalytische Pädagogik, in deren Feld Turner am Institut für Unterrichts- und Schulentwicklung tätig ist, bemüht sich darum zu erklären, wie Lernen emotional besetzt ist.

1880 ergründete der deutsche Theologe, Lehrer und Philosoph Wilhelm Dilthey in seiner „Pädagogik“ die besonderen Voraussetzungen des pädagogischen Genius und stieß dabei auf eine zentrale Eigenschaft, die man gemeinhin so gar nicht im Kontext der Schule verorten würde. Er schrieb: „Wo nun solche starken Gefühle Kindern gegenüber empfunden werden und von diesen leidenschaftlich erwidert werden, da ist eine elementare Anlage vorhanden. Zunächst ist jede Beobachtung von Kinderseelen auf diesen Gefühlsregungen begründet. Sie ist nicht eine Sache bloßer intellektueller Operationen. Wir verstehen einen Menschen nur, indem wir mit ihm fühlen, seine Regungen in uns nachleben; wir verstehen nur durch Liebe.“ Die Pädagogik befindet sich aktuell auf einem Pfad, auf dem sie die Rolle von Emotion und Gefühl im Unterrichts-Setting zwar zunehmend ernst nimmt – ein Merkmal dafür ist die erstmalige Erhebung des Wohlbefindens in PISA 2015 –, vielerorts gelte es aber noch, geeignete Strukturen für Reflexionsprozesse zu schaffen.

Lernt es sich nun eigentlich besser, wenn man in einer bestimmten Gefühlslage ist? Diese Frage ist nicht eindeutig geklärt. 2003 konnten Matthias Laukenmann und Christoph von Rhönek nachweisen, dass das aktuelle Wohlbefinden von SchülerInnen im Physikunterricht etwa gleich starken, positiven Einfluss auf ihre Leistung ausübt wie ihr Vorwissen. Andere Studien zeigen, dass positive Gefühle wie Freude oder Stolz nicht zwingend lernfördernd wirken, ebenso wenig wie negative Gefühle wie Wut oder Trauer das Lernen zwingend blockieren müssen. Agnes Turner empfiehlt hier einen individuellen Blick:

„Jeder Mensch ist anders. So braucht auch jeder und jede verschieden gestaltete Gefühlslagen, um gut lernen zu können." Ihre Erkenntnisse hat Turner in einer fast zehn Jahre andauernden Begleitstudie für den Universitätslehrgang „MA Psychoanalytic Observational Studies" gewonnen und für ihre kürzlich abgeschlossene Habilitation zusammengefasst. Zur Anwendung kamen dabei vor allem Work-Discussions-Settings: Lehrkräfte beobachten ihre Praxis unter dem Fokus der emotionalen Prozesse und der Psychodynamik im Klassenraum und schreiben die Erfahrungen nieder. Diese werden in einem sorgfältigen Analyseverfahren vor dem Hintergrund von psychoanalytischen, entwicklungspsychologischen und pädagogischen Theorien interpretiert.

Frau Turner, darf eine Lehrerin oder ein Lehrer manche Kinder mehr mögen als andere?
LehrerInnen sind Menschen; und es ist menschlich, Sympathien zu empfinden oder auch nicht. Wichtig ist es, über diese Gefühle nachzudenken, weil sie doch zu einer gewissen Verfälschung von Beurteilungen führen können. Wenn es einen Raum gibt, darüber zu beraten, warum ich den einen mag und die andere nicht, wird das Verinnerlichte explizit und bewusst. Dann kann ich in meinen Handlungen vielleicht auch objektiver sein.

Inwiefern spielen eigene Lernerfahrungen eine Rolle, wenn Lehrkräfte im Klassenraum stehen?
Die Beobachtung unserer LehrgangsteilnehmerInnen zeigt, dass die eigene Lerngeschichte von großer Bedeutung ist. Dabei spielen aber nicht nur die Schule, sondern auch die Familie und andere Peers eine Rolle. Wir können daraus nicht schließen, dass nur all jene mit einer glücklichen Kindheit und gut aufgestellten Ressourcen Lehrkräfte werden können; es kann sich aber auf alle Fälle auszahlen, auf die eigene Geschichte genau hinzuschauen. Letztlich stehen wir mit unserer Persönlichkeit und der Summe unserer Erfahrungen immer in Interaktion mit Kindern und Jugendlichen. Das auszublenden, fände ich fatal, nicht zuletzt im Sinne der von Freud dargestellten Übertragungs- und Gegenübertragungsphänomene. Deshalb meinen wir, dass die Lehrerbildung auch Räume für Reflexion über Emotionen beim Lernen und Lehren bieten sollte.

Welchen Status haben Emotion und Gefühl derzeit in der Pädagogik?
Ich habe den Eindruck, dass dem noch zu wenig expliziter Raum und Bedeutung beigemessen werden. Es geht um die eigene Persönlichkeit; eine Beschäftigung damit wird auch häufig abgewehrt, währenddessen man sich lieber über Strukturen austauscht oder den Lehrplan hinterfragt. Die Beobachtung des Geschehens im Klassenraum unter psychoanalytischen Aspekten ist heikel. Sie braucht daher einen professionellen Rahmen, in dem ein offener Diskurs – ohne Scham oder Angst – möglich ist.

Aktuell steht die Wiedereinführung der Schulnoten – auch für kleinere Kinder – in der öffentlichen Diskussion. Noten gelten aber häufig als stark angstbesetzt. Welche Rolle spielt Angst beim Lernen?
Grundsätzlich wäre es ein wichtiges Ziel, möglichst wenig Angst im Lernkontext zu haben. Angst gehört aber wie Freude, Furcht, Trauer, Ärger, Ekel, Überraschung und Interesse zu den primären Emotionen des Menschen; sie ist also Teil von uns und in vielen Kontexten wichtig. Für die Lehrerbildung müssen wir herausgreifen, dass diese Emotion – so vorhanden – auch gut begleitet wird. Hierfür ist der Blick auf das Individuum wichtig: Es gibt Persönlichkeiten, die einen gewissen Stresspegel brauchen, um tätig zu werden. Auf Kuschelmodus zu fahren, passt nicht für jedes Kind, vielmehr müssen wir uns fragen: Wie kann es mir gelingen, mein Gegenüber mit seinen Bedürfnissen zu sehen, wie kann ich damit umgehen und wie kann ich jeweils passende Lernumgebungen schaffen?

Wenn man nun als junge Lehrerin vor dem ersten Tag in einer neuen Schule steht: Wie soll man die eigene Rolle anlegen?
Vor allem authentisch. Professionalität, mit dem entsprechenden Fachwissen, der Fachdidaktik und dem Classroom-Management, das im Studium entwickelt wurde, ist wichtig. Die Rolle muss aber der Persönlichkeit entsprechen, sonst würde man wohl mit der Zeit darüber stolpern. Viel kann auch mit den Kindern gemeinsam reflektiert werden; und das würde auch die Reflexionsfähigkeit bei den SchülerInnen forcieren und mitwachsen lassen. Da kann man ein gutes Vorbild, aber auch ein Antimodell sein.

Werbung für Medikamente kann PatientInnen stärken

Picture-Factory/Fotolia

Wer nicht durch die eigene laufende Nase an rezeptfreie Erkältungsmedikamente erinnert wird, wird spätestens durch Inserate und Plakate darauf aufmerksam. Ein Forschungsteam rund um **Isabell Koinig** hat nun untersucht, inwiefern Werbung für Medikamente das so genannte Self-Empowerment von PatientInnen unterstützt. Die Studie legte dabei das Augenmerk auf Brasilien, den am stärksten wachsenden Pharmamarkt der Welt.

Wie kann künstliche Intelligenz die Qualität von chirurgischen Eingriffen steigern?

Gorodenkoff/Fotolia

Die Station U40 bei der **Langen Nacht der Forschung am 13. April 2018** zeigt, wie automatische Videoanalyse die Arbeit der Chirurgie unterstützen kann. Erleben Sie, wie Machine-Learning-Algorithmen (Neuronale Netze) in Millisekunden chirurgische Aktionen und Momente in Operationsvideos automatisch erkennen. Außerdem können Sie sich selbst in die Lage einer Operateurin versetzen und mit echten Operationsinstrumenten und einem Simulator eine einfache technische Aufgabe lösen. www.lnfktn.at

Monetik statt Ethik im Gesundheitssystem?

photo riccio

Arleta Franczukowska hat sich in ihrer Dissertation mit Korruption im hiesigen Gesundheitssystem beschäftigt. Das Ergebnis in Form einer Analyse der Erscheinungsformen, Ursachen und Auswirkungen von Korruption und dem zukünftigen Handlungs- und Forschungsbedarf liegt nun vor – und wird im Portrait unter www.aau.at/news-portal vorgestellt.

Psychische Gesundheit von Kindern in Südosteuropa

Africa Studio/Fotolia

Fast die Hälfte aller psychischen Erkrankungen hat ihre Ursprünge in der Kindheit der Betroffenen. Daraus entstehen im Erwachsenenalter häufig chronische Krankheiten, die negative Auswirkungen auf Sozialleben, ökonomische Produktivität und Lebensqualität haben. Ein von H2020 (Europäische Union) gefördertes Projekt bemüht sich nun um die Prävention solcher Erkrankungen im Kindesalter. Der Fokus liegt auf Südosteuropa. In Klagenfurt fungiert **Heather Foran** als Projektleiterin.

Wussten Sie, dass …

… psychodynamische Therapien genauso wirksam wie andere „evidenzbasierte“ Behandlungen für Menschen mit psychischen Erkrankungen sind? Dies geht aus einem gemeinsamen Forschungsprojekt von WissenschaftlerInnen der Justus-Liebig-Universität Gießen (JLU), der Psychologischen Hochschule Berlin (PHB), der Alpen-Adria-Universität Klagenfurt (AAU) sowie der Technischen Universität Dresden (TUD) hervor, dessen Ergebnisse in der renommierten Zeitschrift „American Journal of Psychiatry“ veröffentlicht wurden.

Ungetrübte Sicht bei endoskopischen Operationen

Bei Operationen kommt es oft zu unerwünschter Rauchentwicklung, und diese verhindert ein Weiteroperieren der Chirurgen. Ein Team von ForscherInnen am Institut für Informationstechnologie beschäftigt sich mit der Entwicklung von Echtzeit-Raucherkennungssystemen in Zusammenarbeit mit ÄrztInnen und dem Medizinunternehmen Karl Storz.

Text: *Lydia Krömer* Foto: *s4visuals/Fotolia*

Der Fortschritt in medizinischer Forschung erlaubt es heute, viele Operationen in Form von minimal-invasiven Eingriffen vorzunehmen. Dabei werden mittels digitaler Minikamera am Endoskop Bilder vom Inneren des Menschen auf einen Bildschirm nach außen übertragen. Bei diesen Operationen kommt es zur Rauchentwicklung, wenn beispielsweise anhand elektronisch erhitzter Instrumente oder Laser Gewebe schonend zertrennt, verschorft oder Blutungen gestillt werden müssen. Diese Geräte erzeugen unter bestimmten Umständen so viel Rauch, sodass die Bildqualität der nach außen übertragenen Aufnahmen deutlich verschlechtert wird. Dann setzen bei diesen chirurgischen Verfahren Rauchabzugssysteme ein, die oft noch manuell vom medizinischen Personal per Fußtaster oder über hochspezialisierte Sensoren aktiviert werden. Die chirurgische Rauchwolke beinhaltet potenziell schädliche Substanzen wie Toxine, Viren, Bakterien oder Feinstaub, die ein Gesundheitsrisiko sowohl für das medizinische Personal als auch für die PatientInnen darstellen.

Andreas Leibetseder arbeitet gemeinsam mit seinen Kollegen daran, dass mittels Bildanalyse automatisch und in Echtzeit erkannt wird, wann Rauch entsteht. „Wir haben 30.000 benutzerdefinierte laparoskopische Bilder analysiert und als Trainingsdaten für maschinelles Lernen verwendet“, sagt Leibetseder. Die Forschungsgruppe arbeitet hier eng mit Jörg Keckstein, Gynäkologe am LKH Villach, zusammen und konzentriert sich auf endoskopische Operationen in der Gynäkologie, insbesondere bei der Behandlung Endometriose. Hinter allem steht das Ziel, eine zuverlässige Raucherkennung in laparoskopischen Livestreams zu erkennen.

Die Herausforderung besteht darin, den Computer so zu trainieren, dass dieser erkennt, ob es sich um Rauch- oder Nicht-Rauch-Bilder handelt und diese entsprechend zuordnet. Leibetseder weiter: „Zum Schluss hat man ein Modell, das auf Bilder angewendet werden kann, die der Computer noch nicht kennt.“ Die Analyse der 30.000 Bilder diente dazu, das System zu trainieren und einen Prototyp zu entwickeln. In weiterer Folge kann das System mit der Rauchabzugsanlage verknüpft und bei Rauchentwicklung automatisch gestartet werden. Dafür müsste eine eigene Hardware in Zusammenarbeit mit dem Kooperationspartner, dem Medizinunternehmen Karl Storz, entwickelt werden, führt der Forscher weiter aus.

In einem weiteren Schritt wurde in einer Studie ein Datensatz von über 100.000 Bildern verwendet. Leibetseder: „Wir entwickelten eine andere Methode, um Rauch von Nicht-Rauch-Bilder zu unterscheiden, die sich auf die Analyse von Farbkomponenten bezieht.“ Bilder, die ein hohes Maß an Rauch beinhalten, weisen eine niedrige Bildsättigung auf, daher kann diese als guter Indikator für den Erkennungsprozess herangezogen werden.

Auf die Frage hin, welche Methode am zuverlässigsten und in Echtzeit Rauch- von Nicht-Rauch-Bilder unterscheide, meint Leibetseder: „Beide Methoden haben ihre Vorteile. Die Sättigungsanalyse zeigt eine gute Klassifizierung und Echtzeit, das Lernen ist jedoch qualitativ besser.“

Zur Person

Andreas Leibetseder ist Wissenschaftler am Institut für Informationstechnologie und forscht gemeinsam mit Manfred Jürgen Primus, Stefan Petscharnig und Klaus Schöffmann am Projekt KISMET (Knowledge & Information Sharing in Medical Expert Teams). https://visurge.wp.itec.aau.at/projects/kismet/

Franz Kafka ging mit dem Schreiben an die Grenzen seiner selbst; nur dann gestand er seinen Texten poetischen Wert zu.

„Wenn man literarisch schreibt, muss man sich immer aufs Spiel setzen."

Artur R. Boelderl fragt nach dem Wesen der Literatur. Mit *ad astra* hat er über körperliche und seelische Grenzerfahrungen bei Lesenden und Schreibenden gesprochen.

Interview: *Romy Müller* Fotos: *Ralph/Fotolia & photo riccio*

Ist Schreiben gesund?
Ja, Schreiben kann eine psychohygienische Funktion haben. Man muss aber differenzieren. Bei den Stoikern wie Marc Aurel ist die Übung des Schreibens eine Form der Selbstbeobachtung und Selbsterziehung ohne Publikumsausrichtung. Dabei handelt es sich um einen inneren Monolog, gleichsam mit dem Papier, auf dem man schreibt, das hat ordnende und reinigende Funktion. Ob allerdings literarisches Schreiben immer gesund ist, möchte ich bezweifeln, kann es doch auch in den Exzess ausarten. Nietzsche beispielsweise hat oft Tag und Nacht schreibend verbracht, bis an die Grenzen der Erschöpfung. Ein anderes Beispiel ist Kafka. Er hat den Schreibexzess als negative Form der Selbsterziehung begriffen, nach dem Motto: Wenn ich mich nicht völlig verausgabe und im Schreiben an die Grenzen meiner selbst gehe, kann das Geschaffene keinen poetischen Wert haben. Literarisches Schreiben wird oft zum selbstverzehrenden Schreiben.

Und wie heilsam kann das so Geschaffene für den Einzelnen und für die Gesellschaft sein?
Literatur ist wie andere Künste eine maß-

gebliche und unersetzliche Form der Selbstverständigung des Menschen. In Literatur, im Film und in der Musik bekommt der Mensch seine eigene Existenz vermittelt, über sie schreibt er sich in eine Kultur ein. Diesen Vorgang halte ich für unerlässlich. Literatur ist also „gesund", in Anführungszeichen – und mit Nebenwirkungen. Deshalb interessiere ich mich auch für Psycho-Soma-Poetologie. Lesen kann sogar zu körperlicher Erschöpfung führen. Jeder von uns hat schon einmal die Erfahrung gemacht, ein Buch gar nicht mehr weglegen zu können. Literatur kann auch Lese-Exzesse erfordern.

Inwiefern nimmt das Kranke Raum in der Literatur ein?
Als Literaturtheoretiker frage ich mich: Was ist Literatur und womit beschäftigt sie sich? Ich stehe hier unter dem Einfluss von Georges Bataille, einem französischen Philosophen des 20. Jahrhunderts, der ein Buch mit dem Titel „Die Literatur und das Böse" geschrieben hat, im französischen Original „La littérature et le mal". Und „le mal" ist auch das Kranke. Bataille geht es nicht nur um das moralisch Böse, sondern auch um das, was überhaupt zuwider ist, auch im physischen Sinne sowie an der Schnittstelle zwischen Seele und Körper. Sobald die Literatur in der Moderne aufhört, Regelpoetik zu sein, ufert sie in alle Richtungen aus und wuchert wie ein Krebsgeschwür. Sie liefert eine Beschreibung des Lebens in seiner ganzen Breite und Fülle. Und dazu gehören auch Krankheiten.

Worin liegen die Vorteile des Kranken gegenüber dem Gesunden?
Die Antwort ist einfach: Das Kranke ist spannender. Literatur dient immer auch der Unterhaltung, die nicht nur heiter, sondern auch voller Spannung, Schrecken und Schauder sein kann. Abweichungen und Pathologien sind literarisch interessanter als die Norm und das Normale. Das ist nicht zuletzt in literaturdidaktischer Perspektive bedeutsam: Im Literaturunterricht können wir den Schülerinnen und Schülern vermitteln, dass es in der Literatur etwas zu verstehen gibt, etwas, was sich nicht von selbst versteht. Problemlösungskompetenz ist eine Sache; der Literatur hingegen geht es um Problemfindungskompetenz. Schülerinnen und Schüler können so dafür gewonnen werden, mit Begeisterung auf die Frage zuzugehen, was einen Text umtreibt.

Inwiefern sind diese Befunde epochenübergreifend?
Wenn man sich für das Wesen von Literatur interessiert, wird man bald feststellen, dass sie ihre Gestalt im Laufe der Geschichte verändert. Wie wir sie heute als hohe Kunst kennen, in diesem emphatischen Literaturverständnis, taucht sie erst spät auf. Und damit auch die Figur des Künstlers, mit der das Interesse für Biographie und Autobiographie einhergeht. Wenn sie beginnt, sich selbst zu beschreiben, mit allen Irrungen und Wirrungen, stößt die charakteristische moderne Künstlerfigur auch auf die Widersprüche zwischen Gesundsein und Kranksein.

Der kranke Künstler, der aus seinem Leid erst Genialität schafft, gilt als Gemeinplatz. Hat dieser Stereotyp Berechtigung?
Nicht im Sinne einer Repräsentation von Krankheitsbildern, doch dieses Moment der Selbst- und Fremdbeobachtung spielt eine ganz wesentliche Rolle. Der kranke Künstler oder die kranke Künstlerin hat im Unterschied zu nicht künstlerisch in der Welt seienden Menschen eine höhere Sensibilität, die, wenn sie zur Hypersensibilität wird, allein schon ein Krankheitsbild darstellt. Der Psychotiker zeichnet sich dadurch aus, dass er nicht zwischen den Dingen, die ihn angehen und betreffen, und den anderen differenziert. Ihn geht alles an. Er wird von allem betroffen. Er steht völlig im Mittelpunkt seiner Welt. Wenn man Handke liest, gewinnt man einen Eindruck davon. Ohne Handke oder vergleichbare Künstler umstandslos als Psychotiker oder Egomanen bezeichnen zu wollen, ist es doch diese Form der Ich-Zentriertheit, die eine Voraussetzung für literarisches Schreiben darstellt.

Der Künstler muss sich also wichtig nehmen, oder?
Für eine Veröffentlichung braucht es vielleicht sogar Hochmut. Bataille wirft die Frage auf: Was für ein unglaublicher Affront ist es eigentlich, etwas niederzuschreiben in der Hoffnung, dass jemand anderer dafür Interesse entwickelt und es liest? Die Autorin oder der Autor muss sich dann aber zurücknehmen und vom Text lösen. Umberto Eco fordert sogar, der Autor müsse das Zeitliche segnen, nachdem er geschrieben hat, damit er die Eigenbewegung des Textes nicht stört. Es gibt schließlich nichts zu erklären über das hinaus, was der Text ohnehin selbst sagt.

Achtsamkeit und Sich-Spüren sind im Trend. Sind Schriftstellerinnen und Schriftsteller heute achtsamer mit sich als früher?
Wenn man literarisch schreibt, muss man sich immer aufs Spiel setzen. Man muss sich ins Spiel bringen und auch von sich selbst distanzieren. Dabei kann man sich objektiv betrachten, man kann aber auch experimentieren und den Selbstverlust im Schreiben suchen. Insofern gehört es zum Literaturschaffen dazu, in einen sensiblen Austausch mit sich zu treten. ✳

Zur Person

Artur R. Boelderl ist Universitätsdozent am Institut für Philosophie und seit 2016 Senior Scientist für Literaturdidaktik an der Abteilung für Deutschdidaktik des Instituts für Germanistik[AECC]. Von 2014–2016 war er wissenschaftlicher Mitarbeiter im FWF-geförderten Forschungsprojekt „Topographien des Körpers" an der Universitätsklinik für Psychoanalyse und Psychotherapie der Medizinischen Universität Wien. 2017 leitete er die 57. Literaturtagung des Instituts für Österreichkunde unter dem Titel „Vom Krankmelden und Gesundschreiben. Literatur und/als Psycho-Soma-Poetologie?".

2018 findet unter seiner Ägide die Tagung „Kakanien oder ka Kakanien. Österreichs Geschichte 1918–2018 im Spiegel der Literaturen" von 15.–17. November in St. Pölten statt.

Schöne, fitte Instagram-Welt

Wie wir uns und unseren Körper wahrnehmen, wird immer stärker durch Bilder in sozialen Medien beeinflusst. Katrin Döveling, Institut für Medien- und Kommunikationswissenschaft, hat untersucht, welche Folgen die Nutzung von Fitnessblogs auf Instagram auf Körperbilder und Selbstwahrnehmung hat.

Text & Foto: *Katharina Tischler-Banfield*

In kürzester Zeit aufgenommen und noch schneller im World Wide Web verbreitet sind Bilder zum zentralen Medium unserer digitalisierten Gesellschaft geworden. Der Fokus auf das Bild hat durch Plattformen wie Instagram in den letzten Jahren stark zugenommen. 95 Millionen Posts pro Tag und über 700 Millionen UserInnen weltweit belegen den Aufstieg von Instagram. „Was sich vor allem durch die sozialen Medien geändert hat, ist die Flut an Bildern, die normativ ausgehandelt wird", erklärt Katrin Döveling. „Permanent vergleichen wir uns über die hochgeladenen Fotos mit anderen. Prozesse des sozialen Vergleichs sind im alltäglichen Leben auch wichtig, denn darüber erfahren wir, wo wir in der Gesellschaft stehen. Bei Jugendlichen und jungen Menschen, die noch keine gefestigte Identität haben, zeigt sich jedoch, dass der ständige Vergleich negative Effekte hervorrufen kann." Obwohl Vergleichsprozesse in sozialen Netzwerken ständig passieren, sind die Auswirkungen auf die Selbstwahrnehmung und das Selbstwertgefühl von Userinnen und Usern bislang kaum erforscht.

Katrin Döveling, die sich intensiv mit der Nutzung und Wirkung von Social Media beschäftigt, hat, gemeinsam mit Carolin Krämer, eine Studie präsentiert. In dieser wurden großteils Nutzerinnen (95 Prozent der TeilnehmerInnen waren weiblich) von fitnessbezogenen Inhalten auf Instagram befragt. „Die Studie hat gezeigt, dass unsichere Frauen, die Instagram nutzen, dadurch oft noch unsicherer und unzufriedener mit sich selbst sind und sich schlechter fühlen. Je höher die Instagram-Nutzung bzw. die Nutzung von Fitness-Inhalten ist, desto negativer war die Wahrnehmung des eigenen Körperbildes", schildert Döveling die zentralen Ergebnisse der Untersuchung. „51 Prozent hatten wegen der App den Eindruck, dass sie ihren Körperfettanteil reduzieren müssten, und das, obwohl der Großteil der 901 befragten NutzerInnen angegeben hat, normalgewichtig zu sein."

Viele Fitness-Blogs vermitteln den jungen UserInnnen ein vermeintliches Schönheitsideal unter dem Deckmantel von Fitness und Gesundheit. Fitness steht aber in vielen Fällen nicht mehr im Vordergrund, es geht einfach darum, dünn und attraktiv zu sein. So buhlen dann junge Frauen um Likes und Anerkennung, indem sie Fotos ihrer *thigh gaps* (die „Lücke" zwischen den beiden Oberschenkeln) online stellen. „Es geht nicht darum Fitness-Accounts und BloggerInnen zu verteufeln. Fitness ist in Zeiten von schneller Esskultur und einer zunehmend übergewichtigen Gesellschaft wichtig. Aber viele junge Frauen, die erst einen Identitätsentwurf entwickeln müssen, fühlen sich durch diese meist makellosen Fotos unter enormem Zugzwang. In unserer Studie gaben 67 Prozent an, dass sie durch Instagram den Druck verspürten, besser in Form zu sein."

Die perfekte Frau in der Werbung und in den Medien ist kein neues Thema, aber der Einfluss auf unser Leben hat durch die ständige Präsenz der Bilder und die Möglichkeit, uns jederzeit und überall darüber austauschen zu können, stark zugenommen. „Wenn dann junge Menschen diese ganzen Vorher-dick-nachher-dünn-Fotos von BloggerInnen sehen, denken sie sich: Wenn die das können, dann kann ich das auch."

Die schöne perfekte Social-Media-Welt wartet aber auch mit Gegentrends auf, wie zum Beispiel unter dem Schlagwort *body positivity*. Die dahinterstehende Bewegung setzt sich für ein positives und selbstbewusstes Körpergefühl ein, das die Einzigartigkeit jedes Körpers feiert. Ein Trend hin zu Models und BloggerInnen mit „Normalmaßen" ist durchaus wünschenswert, Katrin Döveling merkt aber an: „Kritisch sehe ich Medienformate wie ‚Das Super Curvy Model', die den Fokus darauf legen, dass die Teilnehmerinnen anders als ‚echte' Models sind und sie somit wieder in eine Schublade stecken. Und auch wenn Modezeitschriften nun öfters Frauen mit ‚normalen' Größen abbilden, heißt das nicht, dass es auch in den sozialen Medien angekommen ist."

Zusammen mit Studierenden hat Döveling den Facebook-Auftritt eines „Curvy Models" näher untersucht und Reaktionen auf Postings und Fotos analysiert. „Wir wollten wissen, welche Emotionsmuster und Regularien es dort gibt. Neben den vielen negativen Kommentaren gab es immer wieder UserInnen, die versucht haben, das *fat shaming*, also diskriminierende Aussagen hinsichtlich ihres Aussehens und Gewichts, zu stoppen. Aber im Vergleich zu den negativen Postings war das nur eine geringe Zahl."

Nun wissen prominente Menschen vielleicht damit umzugehen, junge Frauen und Männer hingegen, die ihre eigenen Fotos hochladen und sich dann mit massiven Hasspostings und Cybermobbing konfrontiert sehen, sind damit oftmals überfordert. „An diesem Punkt sind Eltern, Schulen und Lehrkräfte gefragt, die Jugendlichen darüber aufzuklären, welche Konsequenzen Fotos im Netz haben können und wie sie verantwortungsvoll damit umgehen", fordert Döveling. „Emotionale Medienkompetenz v. a. im digitalen Zeitalter bleibt eine Herausforderung, der sich Wissenschaft und Gesellschaft stellen müssen." ✳

Station U28: Warum sind so viele unzufrieden mit ihrem Körper?

Hier wird nach Ihrer Selbsteinschätzung gefragt: Zeigen Sie uns anhand eines Maßbands Ihren Bauchumfang! Wie sehen Sie Ihren Körper im Verhältnis zu anderen Körperbildern? Studien zeigen, dass viele Junge ein falsches Bild vom eigenen Körper haben. Verantwortlich ist dafür unter anderem das Schönheitsbild, das durch Influencer auf sozialen Medien wie Instagram vorgegeben wird und das wir gemeinsam hinterfragen wollen.

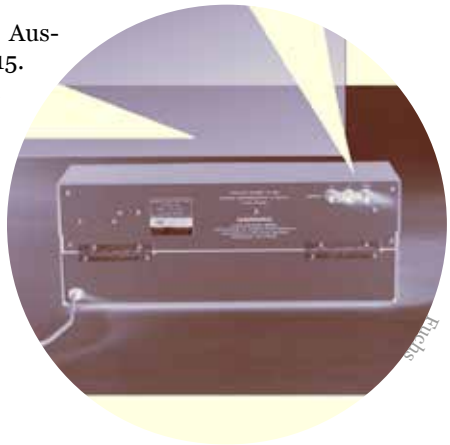
LANGE NACHT der FORSCHUNG
Eintritt frei!
13.4. 2018
www.lnfktn.at

Zur Person

Katrin Döveling studierte Soziologie, Psychologie und Medienwissenschaften und habilitierte an der Universität Leipzig im Fach Kommunikations- und Medienwissenschaften. Ihre Forschungsschwerpunkte sind Medientechnik und Medienwandel, mit einem Schwerpunkt auf Globalisierung und Emotionen, Online-Medien, besonders neue Formen von Social Networking Sites sowie digitale Medienkultur(en) im internationalen Kontext.

Kunstraum 1 – Agnes Fuchs

Robustesse et perfection heißt die Ausstellung von **Agnes Fuchs**, die vom 15. März bis 27. April 2018 im Kunstraum Lakeside zu sehen sein wird. Die in Wien und Berlin tätige Künstlerin analysiert das sichtbare Umfeld von technologischen und wissenschaftlichen Apparaturen zwischen analog und digital. Ihre Metabilder reflektieren die eigenen Bedingungen als Gegenstände im Feld der Kunst und unterwandern die Regeln dieses Systems.


Fuchs

Unikum fliegt

Die kontemplative Atmosphäre und das ungenutzte Raumpotenzial des Klagenfurter Flughafens hat es dem Unikum angetan. Schon zweimal (2007 und 2016) war die nur schwach frequentierte Destination Ort für Performances. Im heurigen Sommer wird das erodierende Gelände von zwölf Künstlerinnen und Künstlern aus dem In- und Ausland bespielt werden und damit als temporäre Kunsthalle genutzt.

Unikum

Weltkulturerbe Pfahlbauten

Schwell

Vom 16. bis 29. Mai 2018 wird in der Uni-Aula die Wanderausstellung „Welterbe unter uns – Geschichten von, mit und über Pfahlbauten“ zu Gast sein. Jugendliche aus Kärnten und Oberösterreich untersuchten mit **Alexandra Schwell** (Institut für Kulturanalyse) und anderen WissenschaftlerInnen das UNESCO-Welterbe Prähistorische Pfahlbauten. Dabei stehen weniger die viele Tausend Jahre alten Reste der Dörfer im Mittelpunkt, sondern die Beziehungen, die die Menschen der Region zu diesen haben.

Unikum klingt

Das geologisch zerfurchte, dreisprachige Dreiländereck zwischen Österreich, Italien und Slowenien wird am 26. und 27. Mai 2018 Schauplatz einer musikalischen Landschaftserkundung unter der Leitung des Komponisten und Pianisten **Paul Gulda**. Der Kontrast von devastierter Landschaft und Naturidylle des Grenzlandes soll mit musikalischen Mitteln zum Klingen gebracht werden und sich zu einer Symphonie in sieben Sätzen fügen.

Unikum

Kunstraum 2 – Johannes Porsch

Neumüller

Der Wiener **Johannes Porsch** (Jg. 1979) hinterfragt Kunstschaffen als Prozess und betreibt künstlerische Forschung zum Thema Uneigentlichkeit. Für den Kunstraum Lakeside (9. Mai bis 22. Juni 2018) entwickelt er eine Installation, die von der Idee der Trope ausgeht. Tropen bezeichnen sprachliche Figuren, die nicht im eigentlichen Sinn, sondern bildhaft gebraucht werden, wie etwa Metapher oder Ironie.

„Undterschüdlüche geschüchten …“

Klagenfurts frühe Geschichte in Reimform, erkundet mit der Historikerin Elisabeth Lobenwein aus Anlass der Ausstellung in der Reihe „Kostbarkeiten aus der Bibliothek“ im Jubiläumsjahr 2018

Text: *Barbara Maier* Foto: *AAU/UB*

Papierhandschrift PA 210 – „Klagenfurter Reimchronik“, Ausschnitt Titelseite

Die Universitätsbibliothek Klagenfurt besitzt mit der Papierhandschrift 210 die älteste erhaltene Abschrift der ersten Klagenfurter Stadtchronik. Sie trägt den barocken Titel „Undterschüdlüche geschüchten beschreibung, waß in dissen lanth Khärnten in unterschüdlühen jarn beschechen unnth vorbey ganngenn“ und enthält vorrangig die Ereignisgeschichte der Stadt Klagenfurt für den Zeitraum von 1511 bis 1608.

„Die Fassung von fast 1400 Knittelversen auf 26 Blättern dürfte um die Mitte des 17. Jahrhunderts geschrieben worden sein“, erklärt Elisabeth Lobenwein, Neuzeithistorikerin am Institut für Geschichte an der Alpen-Adria-Universität, „das lässt sich aufgrund des Schriftbildes und der Sprachform festhalten. Nur der Schreiber ist unbekannt, genauso wie die zeitgenössische Rezeptionsgeschichte“. Der Text dürfte sich weitgehend an eine Abschrift der „Urschrift“ aus den 1610/20er Jahren gehalten haben, die nicht mehr existiert. Als mutmaßlicher Autor dieser Urfassung wird ein Paul Kheppiz (genaue Lebensdaten unbekannt, ca. 1570–1620) angenommen. Drei weitere Abschriften mit minimal abweichenden Inhalten besitzen noch der Kärntner Geschichtsverein und die Grazer Universitätsbibliothek. Dem Klagenfurter Historiker Dieter Jandl ist die erste komplette historisch-kritische Edition aller vier Abschriften zu verdanken.

„Die päptistische möss hat er veracht und andere cerämonia aussgelacht“

(Anno 1563)

Die Chronik ist annalistisch aufgebaut, aber nicht zu jedem Jahr sind Einträge vorhanden. Um das Jahr 1600 nimmt jedoch die Detailliertheit der Beschreibungen deutlich zu; die Einträge zum letzten Jahr 1608 umfassen sogar 346 Zeilen. „Das quantitative Ausmaß der Notizen steigt also, je näher die Schilderungen an den vermutlichen Abfassungszeitraum der Stadtchronik kommen“, sagt Lobenwein, und das habe seinen guten Grund: „Zwar erscheint der Erzähler im Text nicht als handelnde Person, aber zum Jahr 1606 schreibt er, dass er den beschriebenen Ereignissen als Augenzeuge beigewohnt habe: *hab es selber mit augen gesechen*.“

Historiographisch besonders interessant findet Lobenwein den Blickwinkel des Autors sowie seine Auswahl von Erzählenswertem: „Es dominieren völlig verschiedene Themenbereiche und Ereignisse, die vom Chronisten als wichtig erachtet wurden.“ Beschreibungen von Wetterkapriolen, Naturkatastrophen, Epidemien und Feuersbrünsten finden ebenso Erwähnung wie politische Entscheidungen für die Stadt Klagenfurt und deren Bevölkerung, etwa die Übergabe der Stadt durch Kaiser Maximilian I. an die Landstände im Jahr 1518 und natürlich der massive Ausbau der Stadt. Bedeutend in der Zeit sind die Reformation und deren Folgen und die gegenreformatorischen Maßnahmen um das Jahr 1600. Hierzu werden zahlreiche konkrete Ereignisse geschildert, u. a. die erste protestantische Messe in deutscher Sprache von einem aus Böhmen kommenden Prediger (1563) oder die Ankunft der Jesuiten und deren Gründung eines Kollegs im Jahr 1604. Zwischendurch erwähnt der Chronist überregionale Ereignisse, die mit dem Kaiser, dem Heiligen Römischen Reich oder dem Kampf gegen die Osmanen in Zusammenhang stehen.

Ihren Ausgang nahm die beliebte Stadtchronikschreibung in der Frührenaissance in Italien und erreichte in den deutschsprachigen Ländern ihren Höhepunkt im 15. und 16. Jahrhundert. Dies ging Hand in Hand mit dem Erstarken der Bürgerschicht und der Städte. „Stadtchroniken wurden vorrangig in den neuzeitlichen Volkssprachen verfasst“, erklärt Lobenwein, „die Abfassung in Reimen, wie im Fall der Klagenfurter Chronik, ist allerdings nicht sehr häufig zu finden“. ✶

Die Welt ist nicht rund

Einblicke in Kunst und Leben von Johanes Zechner anlässlich seiner Ausstellung *Tilly Lab Circle* an der Alpen-Adria-Universität

Text: *Barbara Maier* Fotos: *Archiv Zechner (3) & Barbara Maier*

Die Werke von Johanes Zechner sind bestimmt von teils kräftigen und teils zarten Farb- und Symbolwelten. Es gibt darin keine Formen, Striche oder Zeichen, die ohne Bedeutung und Tiefsinn wären. Auch wenn etwas vordergründig einfach oder zufällig wirkt, hat es seine Bestimmung im Gesamten, und alles ist miteinander verflochten. Dahinter steht ein langer und konsequenter Schaffensprozess. Zechner ist ein diskursiver Künstler, der gerne auch seine politisch-kritische Haltung einfließen lässt und in oft brüchige Zeichen transformiert.

Den Betrachtenden fällt es nicht leicht, den Bildern Zechners auf Anhieb nahe zu kommen, schon gar nicht, wenn ein individueller Ästhetik-Anspruch als Filter fungiert. Man muss den „langen, kompakten Erzählungen“ erst auf die Spur kommen. Eine Möglichkeit bietet sich in der kommenden Ausstellung an der Alpen-Adria-Universität. Dort wird Johanes Zechner erstmals seinen jüngst abgeschlossenen Werkzyklus „Tilly Lab Circle“ zeigen, an dem er seit 2011 gearbeitet hat. In Klagenfurt ist er geboren, in der Nähe des Campus ist er aufgewachsen. An der Sattnitz hat er als eines von sechs Kindern die Sommer barfuß und in großer Freiheit „pubertäre Entdeckungen gemacht, Grenzen ausgelotet und das Leben erforscht“. Damals stand die Uni noch nicht, Zechner ist Jahrgang 1953.

Die Universität als Ausstellungsort sagt ihm sehr zu: „Das ist ein Ort des Denkens und Forschens, bestimmt von Wissen, Reflexion und von Literatur.“ Das sind auch die Lebensprinzipien des Künstlers. Sein Triptychon „Ich sah die Brombeeren“ dominiert seit einigen Jahren das Sitzungszimmer des Rektorats künstlerisch. Es ist eine Dauerleihgabe der Albertina Wien/Sammlung Essl und entstand 1990. In den beiden Werkgruppen der Triptychen und der Puzzlebilder versuchte Zechner, „nicht in einem Bild zu sprechen, sondern einen Gedanken in mehreren Bildern auszudrücken“. Er führt diese Arbeitsweise auch auf sein (vermeintliches) Unvermögen zurück, große Flächen zu bewältigen, deshalb habe er „Bilder zusammengesetzt“. Er bewundert David Hockney und andere amerikanische Maler, die riesige Bilder oder ganze Wände schaffen. „Ich kann das nicht. Ich fürchte mich schon vor einem leeren A4-Blatt. Meine Lösung schließlich war, ich schaffe es auch – aber in Segmenten. Ich bin eben ein europäischer Künstler.“

Sein erstes Triptychon fertigte er 1988, als er am Royal College of Art in London studierte. Der Sammler Karlheinz Essl erwarb es umgehend, wie später auch viele weitere. Davor hatte Zechner an der Akademie der bildenden Künste in Wien bei Maximilian Melcher und Max Weiler studiert, um sich dann wieder von allen Einflüssen zu befreien und einen eigenen künstlerischen Weg zu gehen. Er hat sich früh für eine völlig subjektive Malerei entschieden, die keine Vorgaben oder Vorlagen kennt. So ist seine Bildsprache auch unikal und unverwechselbar geworden.

Zechner setzt sich äußerst intensiv mit Literatur auseinander und verknüpft seine malerische Arbeit mit Zeichen und Zeichensystemen. Eine Perfektion in der Ausführung wird nicht angestrebt, die Emotionalität darf vorherrschen. Dabei kann der Malprozess sehr eruptiv werden: „Die Wucht geht von den Worten aus“, sagt Zechner, „auch wenn dann Zahlen, Tropfen, ein Elefant oder nur mehr ein gelber Streifen am Bild herauskommt.“

Bei mehreren spezifisch literarischen Werkzyklen hat er sich eingehend mit „schöner Literatur“ befasst. Nun wagt er sich an ein fundamentales Schriftwerk – das Alte Testament. Zwei Jahre hat er gezögert, bis er „sich darüber getraut hat“. Die Texte wird er auf Englisch verarbeiten, „um mir Distanz zu diesen sehr gewichtigen Erzählungen zu schaffen“. Die von Zechner ausgewählten Phrasen übersetzt ihm ein befreundeter Dichter. Die ersten grundgelegten Farbfelder für den Bibelzyklus – erstmals mit Öl – sind im Entstehen. Wenn das Wetter es zulässt, arbeitet er auf einem sonnseitigen Gartenplateau des Grazer Schlossbergs. Dort hat Zechner sein Winteratelier aufgemacht und betätigt sich als „Plein-air-Maler“, wie er verschmitzt anmerkt. Im Sommer bewohnt er mit seiner Familie das alte Pfarrhaus von Obermieger bei Klagenfurt. Inmitten des großen Gartens zwischen alten Bäumen und – von Zechner angelegten und experimentell bepflanzten – Blumenhügelskulpturen, steht auch das Atelier. Dieses hat einiges mit der ausgestellten Werkserie zu tun.

Die Arbeiten des *Tilly Lab Circle* (TLC) verbinden drei äußerliche Dinge: eine kreisrunde Form, die nie ganz kreisrund ist; eine Benennung, die nichts mit dem Motiv zu tun hat; und der Name Tilly, der sehr wohl von der gleichnamigen Plattenfirma kommt. Ein Gutteil der Serie, mit der Zechner 2011 begann, ist im Kärntner Atelier entstanden. Dieses ist aus Naturholzplatten der Firma Tilly in Althofen gezimmert. Die stabilen Platten, die Zechner durch den Verkauf von Kunstwerken erstanden hat, entdeckte er später auch als Maluntergrund. Circle/Kreis steht nicht nur für Zyklus, sondern bezeichnet auch deren runde Form. Trotz gleichem Durchmesser gleicht keine Platte der anderen: „In das äußere Rund habe ich meinen Körper eingeschrieben.“ Als Messlatte dient ihm sein ausgestreckter Arm. Mit einen einzigen Schwung fertigt Zechner die Markierung für den Zuschnitt: „Es kommt nie ein vollkommener Kreis heraus, er ist immer etwas anders, individuell. Die Welt ist ja auch nicht exakt rund.“

Die einzelnen Objekte tragen Namen von literarischen Persönlichkeiten wie Saint-Exupéry (u. re.), Tolstoi (u. li.) oder Grillparzer (oben) [so die Titel der abgebildeten Werke]. „Diese Bezeichnungen sind völlig willkürlich und haben nichts mit dem Bildinhalt zu tun“, erklärt Zechner, „das kommt daher, weil das für die Serie verwendete Skizzenbuch mit Zitaten von Autoren und Autorinnen ausgestattet war. Nach denen habe ich sie dann benannt.“

Die Ausstellung *Johanes Zechner | Tilly Lab Circle* beginnt am 18. April in der Kunstgalerie der Alpen-Adria-Universität und bleibt bis 17. Juni geöffnet. Ausgestellt werden rund 30 Arbeiten aus der Serie, das zugehörige Skizzenbuch sowie einige exemplarische Objekte aus anderen Werkgruppen. ✶

Mont di soreli (oben) & Ponte di venzone 2017 (unten)

Erosion am Tagliamento

Die Kunstarbeitszone des UNIKUM ist bekanntermaßen der Alpen-Adria-Raum. In diesem Jahr wird es im Rahmen ihres Zweijahresprogramms „Auflösung und Zusammenhalt" ein Projekt gemeinsam mit Herwig Turk und Studierenden der Universität für angewandte Kunst Wien zum und am Tagliamento realisieren.

Text: *Barbara Maier* Fotos: *Herwig Turk*

Herwig Turk arbeitet schon seit langer Zeit an der Schnittstelle zwischen Wissenschaft und Kunst. Ein häufiges Motiv ist die Landschaft. Für sie ist er Experte und begegnet ihr mit inter- und transdisziplinären Methoden. Er hinterfragt die oberflächliche Naturerscheinung mit kritischem Blick, fokussiert auf gerne Übersehenes und dokumentiert dieses bevorzugt in bewegten und unbewegten Bildern.

Der Tagliamento ist widerspenstig, nicht zu fassen und nicht zu zähmen. Im Laufe der Jahreszeiten verändert er immer wieder sein Flussbett. Mit einer Länge von rund 170 km ist er der mächtigste und wichtigste unter den Wildflüssen der Alpen. Er entspringt am Mauriapass in der Nähe von Belluno, fließt durch Karnien und das Kanaltal und mündet zwischen Bibione und Lignano in die Adria. Über weite Strecken ist der Flusslauf weitgehend unreguliert und bildet ein eigenes, reiches Ökosystem. Sturzbäche, so genannte Torrentes, suchen sich in der Tiefebene im unteren Teil neue Wege und bilden einen „verflochtenen Fluss". Im Mittelteil kann der Tilment, wie er auf Slowenisch heißt, innerhalb von 24 Stunden in der Breite auf einen Kilometer anwachsen. Die Strömung reißt Bäume und Totholz mit und schiebt Geröll und Steinmassen vor sich her. Geplante Rückhaltebecken und andere regulierende Eingriffe scheitern immer wieder an den Protesten von Anrainerschaft und Naturschutz. Das freut GeländewagenfahrerInnen, die sich auf den Kiesbänken austoben, aber auch KanufahrerInnen und WissenschaftlerInnen aus der ganzen Welt, die hier ein biologisches Freiluftlabor vorfinden. Oder trügt das Bild, das wir vom Tagliamento haben?

Im Projekt von Herwig Turk und mehreren Studierenden geht es um eine Recherche der geopolitischen, geologischen, ökologischen und ökonomischen Dynamiken im Tal und an den Rändern des Tagliamento: „Diese Dynamiken legen sich wie Folien über ein beindruckendes Landschaftsbild, das oft als intakte Naturlandschaft kommuniziert wird und das eine interessante Diskussion über den Naturbegriff zulässt. Es bleibt die Frage, wo entsteht das Bild der Landschaft? Wird es vielleicht nur in der BetrachterIn oder NutzerIn konstruiert?", lautet eine der Ausgangsthesen von Turk.

Anhand der Wasserbewirtschaftungssysteme, der militärischen Anlagen und der logistischen Infrastruktur soll eine Topografie entworfen werden, die eine spezifische Nutzung der Landschaft sichtbar macht. Diese Nutzung basiert auf geologischen Bedingungen, die gleichzeitig als Reichtum und als Bedrohung gelesen werden können. Die Ortschaften sind nicht zufällig an den Bruchlinien der Kontinentalplatten entstanden, dort, wo Bodenschätze vorhanden sind und Handelsströme sich entlang dem Flussbett schlängeln. In zyklischen Abfolgen wird das Aufgebaute durch Hochwasser, Erdbeben und Erosion in Frage gestellt und teilweise dem Boden gleichgemacht.

Turk fragt nach der zukünftigen Nutzung des Gebiets, das bis heute nur zu einem kleinen Teil unter Naturschutz steht: „Was sind die eigentlichen Ressourcen, auf denen die angesiedelten Kommunen aufbauen? Was soll wie konserviert oder restauriert werden? Wo macht ein Neuanfang Sinn? Ist der industrielle und wirtschaftliche Abstieg die Bedingung des letzten weitgehend unregulierten Stroms Europas und die weitgehende Absiedlung der EinwohnerInnen das perfekte Szenario der Konservierung?"

Neu berufen

„Ich möchte etwas bewegen und psychodynamisch-psychotherapeutische Behandlungsmethoden langfristig verbessern. Mich interessiert in meinen Studien, was einen guten Psychotherapieprozess ausmacht, wie dieser reflektiert und innerlich repräsentiert wird.“

Maier

Sylke Andreas, geboren in Magdeburg, studierte Psychologie an der Universität Göttingen. Neben ihrer Praxis als Psychologische Psychotherapeutin war sie Forschungsgruppenleiterin im Institut für Medizinische Psychologie am Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf, seit 2011 Assoziierte Professorin am Institut für Psychologie der AAU und seit 2016 bis zu ihrer Berufung Professorin für Klinische Psychologie und Psychotherapie an der Universität Witten/Herdecke.

Sylke Andreas ist seit März 2018 Professorin für Klinische Psychologie und Psychotherapie am Institut für Psychologie.

Neu berufen

„Mich fasziniert, wie nervenaufreibend, unzuverlässig, unvorhersehbar, langsam und inkompatibel verteilte Systeme sind. Jedoch ist das Internet beliebt und fester Bestandteil unseres Lebens. Die Behebung dieser Missstände ist mein Forschungsziel.“

Radu Prodan, geboren in Rumänien, absolvierte sein Technik-Studium an der University of Cluj-Napoca. Nach der Promotion an der TU Wien erhielt er 2009 die Lehrbefugnis für das Fach Informatik an der Universität Innsbruck. Er war an der ETH Zürich, der Universität Basel, am Swiss Scientific Computing Centre in der Schweiz und seit 2004, bis zu seiner Berufung an die AAU, als Privatdozent am Institut für Informatik der Universität Innsbruck tätig.

Radu Prodan ist seit März 2018 Professor für Verteilte Multimediale Systeme am Institut für Informationstechnologie.

Neuer Dekan

Stparz

Mit Jänner 2018 wurde **Alexander Onysko** (rechts im Bild) zum Dekan der Fakultät für Kulturwissenschaften bestellt. Unterstützt wird er von Prodekan **Arno Rußegger** (Germanistik) und Prodekanin **Caroline Roth-Ebner** (Medien- und Kommunikationswissenschaft). Gemeinsames Ziel wird es sein, die Leistungen der Fakultät mehr nach außen zu kommunizieren und Forschungsvorhaben in allen Bereichen der KUWI zugunsten des wissenschaftlichen Nachwuchses zu fördern. Zudem möchte die Fakultät die Einrichtung weiterer Lehramtsstudien (Sport, Russisch) unterstützen und die Attraktivität der bereits bestehenden Studien stärken.

Neu berufen

„Wie schlägt sich technologischer Wandel im Raum nieder und an welchen Orten entsteht etwas Neues? Mich fasziniert die Unterschiedlichkeit, mit der sich die Wechselwirkungen zwischen Technologie, Wirtschaft und Gesellschaft räumlich ausprägen.“

Max-Peter Menzel, geboren in Melle, studierte Geographie an der Universität Bayreuth und promovierte an der Universität Bern. Vor seiner Berufung war er Juniorprofessor für Wirtschaftsgeographie an der Universität Hamburg und Vertretungsprofessor für Wirtschaftsgeographie an der Universität Bayreuth.

Max-Peter Menzel ist seit Februar 2018 Professor für Geographie mit Schwerpunkt Wirtschaftsgeographie am Institut für Geographie und Regionalforschung.

Der Mensch & alles um ihn herum

Robert Gennaro Sposato interessiert sich als Umweltpsychologe dafür, wie es dem Menschen in seiner Umwelt und im Umgang mit allem, was um ihn herum ist, ergeht.

Text: *Romy Müller* Foto: *Teresa Sposato*

Um Robert Sposatos ökologischen Fußabdruck war es nicht immer gut bestellt. Der Psychologe mit Schwerpunkt Umwelt- bzw. Sozialpsychologie absolvierte sein PhD-Studium an der Cardiff University in Wales. Um Beziehungen zu Freundinnen und Freunden bzw. zur Familie über dreieinhalb Jahre aufrecht zu erhalten, flog er häufig mit dem Billigflieger nach Hause. „Um dieses CO2-Budget abzuarbeiten, muss ich noch jahrelang sparsam leben", erzählt er. Heute fährt er, der in Villach als Sohn einer Kärntner Mutter und eines kalabrischen Vaters geboren und aufgewachsen ist und danach für das Psychologiestudium nach Wien ging, mit dem Zug nach Klagenfurt. An der Abteilung für Nachhaltiges Energiemanagement der AAU forscht und lehrt er auf einer Post-Doc-Stelle zu Wahrnehmungen und Einstellungen zu Erneuerbaren Energien in Österreich.

Robert Sposato ist nun bereits das zweite Jahr im Team von Nina Hampl, die an der AAU die Stiftungsprofessur für Nachhaltiges Energiemanagement innehat. Er will wissen: Wie denken die Österreicherinnen und Österreicher über Erneuerbare Energien? Reicht ihr Engagement so weit, dass sie auch bereit sind, Geld dafür in die Hand zu nehmen, oder bleibt es bei Lippenbekenntnissen? Und: Welche Maßnahmen würden sie bei der Umstellung auf erneuerbare Energietechnologien unterstützen? „Wenn wir mehr darüber wissen, wie Menschen über diese Sachverhalte denken und warum sie in die eine oder andere Richtung tendieren, dann können wir vielleicht auch die letzten fünf Prozent davon überzeugen, wie der Klimawandel wirkt und was dagegen zu tun wäre", so Sposato.

Die bisherigen Ergebnisse zeigen eine sehr positive Einstellung zu erneuerbaren Energien und auch die Bereitschaft zu investieren. Wobei Robert Sposato einschränkt: „Wir fragen nur danach, ob jemand dafür Geld ausgeben würde. Ob dies dann auch tatsächlich geschieht, können wir nur aus anderen Daten rückschließen." Insgesamt zeige sich eine durchwegs hohe Investitionsbereitschaft, und auch die Aussichten für den Elektroautomarkt folgen diesem Trend: So geben derzeit rund 16 Prozent der Befragten in einer repräsentativen Umfrage an, als nächstes Auto ein Elektroauto kaufen zu wollen. Rund die Hälfte der Befragten kann sich dies grundsätzlich vorstellen. Die Gründe dafür und dagegen seien die Üblichen: „Einerseits spart man sich Geld für Benzin und tut etwas Gutes für die Umwelt. Andererseits sind die Autos und Akkumieten noch recht teuer und die Reichweite ist für viele noch ungenügend", so Robert Sposato. Nun sei für ihn der Markt gefragt, adäquat zu reagieren und ein breites Angebot aufzustellen.

Dass der Tritt auf das Gaspedal in einem vernünftigen Elektroauto nicht mit dem lustvollen Gasgeben in einem benzingetriebenen und PS-starken Porsche zu vergleichen sei, lässt Sposato nicht gelten. „Die Beschleunigung kann da und dort gut sein und als lustvoll erlebt werden." Umweltbewusstes Handeln müsse nicht unbedingt immer mit Verzicht einhergehen, vielmehr glaubt er an die Notwendigkeit einer schrittweisen Anpassung: „Ein System muss sich permanent ein wenig anpassen, in seiner Gesamtheit kann es so aber bestehen bleiben und trotzdem eine neue Gestalt annehmen. So können wir die Akzeptanz erhöhen und in Richtung eines Wertewandels, der von vielen mitgetragen wird, gehen." Letztlich müssen sich dafür Technologien weiterentwickeln. Und gleichzeitig müsse der Mensch mehr denn je hinterfragen, was heute vielfach als selbstverständlich gilt: Braucht die Wirtschaft wirklich ewiges Wachstum? Und können wir die Lust, die heute Konsumieren, Energieverbrauchen, Ressourcenverschwendung bereiten, nicht auch anders definieren? „Alles ist eine Relation und in Perspektive zu sehen."

Robert Sposato möchte gerne in der Wissenschaft bleiben, wenngleich er für sich auch andere Optionen sieht. In den letzten Jahren war er viel unterwegs. Sein Fach der Umweltpsychologie ist international etabliert, national aber eher überschaubar; umso mehr ist so mancher Flug erforderlich, um sich mit den Expertinnen und Experten zu vernetzen und in der wissenschaftlichen Karriere voran zu kommen. Sposato lebt heute gerne am Land. Das Graffiti, das an einer Verkehrstafel bei der Autobahnabfahrt Klagenfurt West gesprayt ist, „die Provinz", ist für ihn treffend. Aber: „Wenn ich mich in der U-Bahn in Wien umsehe, sehe ich die gleichen Menschen wie im Zug zwischen Klagenfurt und Villach. Nur mehr davon. Wenn ich dieses ‚Mehr' will, auch an Kulturangebot, bin ich in knapp vier Stunden in Wien. Ansonsten lohnt auch der Blick darauf, das zu nutzen, was es hier gibt. Und das ist nicht zuletzt die überwältigende Natur." ✳

Auf ein paar Worte mit ...

... *Robert Gennaro Sposato*

Was wären Sie geworden, wenn Sie nicht Wissenschaftler geworden wären?
Ein mäßig begabter, aber enthusiastischer Möbeltischler

Verstehen Ihre Eltern, woran Sie arbeiten?
Ja. Vielleicht sogar besser als ich!

Was machen Sie im Büro morgens als erstes?
Das Büro wieder verlassen, um einen Espresso zu holen

Machen Sie richtig Urlaub? Ohne an Ihre Arbeit zu denken?
Nein. Es stört mich aber nicht weiter und entspricht meiner Auffassung, dass sich im wissenschaftlichen Betrieb nur schwer Grenzen zwischen Freizeit und Arbeit ziehen lassen, insbesondere in Bezug auf Forschungsarbeiten.

Was bringt Sie in Rage?
Wenig achtsame Mitmenschen

Und was beruhigt Sie?
Das Meer oder ein sonniger Fleck im Wald

Wer ist für Sie die/der größte WissenschaftlerIn der Geschichte und warum?
Ich finde es schwierig, mich hier festzulegen. Mich faszinieren aber grundsätzlich Personen, die es schaffen, in mehr als nur einem Tätigkeitsbereich Exzellenz zu erreichen. Alan Touring etwa, der sowohl als Wissenschaftler, aber auch als Marathonläufer an der Weltspitze stand.

Wovor fürchten Sie sich?
Gottesanbeterinnen

Worauf freuen Sie sich?
Auf Zeit mit Familie und Freunden

Sehnsuchtsräume zwischen Kunst und Wissenschaft

Alpen-Adria-Gastprofessor Michael Zinganel lehrte ein Semester an der AAU zur Kulturgeschichte der Hotels. Im Interview mit *ad astra* erzählt er, wie sich die einst strahlenden Ferienbunker der Tito-Zeit an der kroatischen Adriaküste verändert haben.

Interview: *Lydia Krömer* Foto: *Daniele Ansidei & Lydia Krömer*

Herr Zinganel, Sie sind Architekt, Künstler und Kulturwissenschaftler. Wie kam es dazu?
Als ich in Graz Architektur studierte, leistete ich mir so manche produktive Ab- und auch Irrwege. Nachdem ich noch während des Studiums beim Kärntner Architekten Günther Domenig die Gelegenheit bekam, das Besucherzentrum für das Funder-Werk II in St. Veit zu bauen, war mein Bedarf, mich als Architekt zu verwirklichen, schon frühzeitig gedeckt.

Wie machte sich das bemerkbar?
Ich arbeitete damals auch als Kulturreferent der Hochschülerschaft der TU Graz. Die Begegnungen mit Künstlern und Künstlerinnen inspirierten mich, in eine durchaus erfolgreiche künstlerische Karriere zu flüchten. Ich ging unmittelbar nach dem Architekturstudium nach Holland, um an der Jan van Eyck Academie Kunst zu studieren.

Und Sie sind nach Wien zurückgekehrt.
Aus Ehrgeiz wollte ich mich unbedingt in Wien – nicht in Graz – durchsetzen. Aber als ‚gelernter' Architekt tat ich mir schwer mit der künstlerischen Freiheit und damit,

mir selbst Themen zu stellen. Meine erste eigene Ausstellung in Wien war dann auch keine klassische Kunstausstellung, sondern eine anthropologisch konzipierte über damals leerstehende Gemeinschaftseinrichtungen in den Gemeindebauten des roten Wiens.

Dann der Wechsel in die Tourismusforschung.
Nach Jahren der Abgrenzung begann ich mich wieder mit der Region, in der ich aufgewachsen bin, auseinanderzusetzen: Und das war die Tourismusregion rund um Zell am See. Ich habe 2002 mit einem Schweizer Kollegen Peter Spillmann ein Forschungsprojekt zu den Hinterbühnen des Tourismus initiiert. Mein Part waren die alpinen Erlebnislandschaften in Tirol, wo aus kleinen Bergdörfern innerhalb kürzester Zeit urbane Agglomerationen wurden, die in der Saison um das Vielfache ihrer Einwohnerzahl anwachsen. Die neue Generation von Unternehmerfamilien hatte sich von der bäuerlichen Kultur losgelöst und lernte schnell, sich den touristischen Bedürfnissen anzupassen: Auf engstem Raum werfen sich hier die einen in popkulturelle Event-Ekstase während die anderen die Rückzugsorte authentischer Naturerfahrung genießen.

Die Architektur und Geschichte sozialistischer Ferienanlagen der Adriaküste interessierten Sie ganz besonders.
Das ist richtig: Auch hier ist das Interesse zum Teil autobiografisch in den Urlaubserinnerungen aus meiner Kindheit und den Studienreisen als Architekturstudent gegründet. Ästhetisch sind die großen, modernen Hotelanlagen und Ferienlager im ehemaligen Jugoslawien gewissermaßen Gegenmodelle zu den kleinteiligen alpinen Wucherungen in unseren Alpen. Sie waren Symbole für die Modernisierung Jugoslawiens und den Erfolg seines Dritten Weges: Dementsprechend waren sie mit modernem Design und zeitgenössischer Kunst ausgestattet. Die Frage nach dem Wandel ihrer kulturellen Wertschätzung und ihrem Schicksal während und nach dem Krieg bewegten mich dazu, eine Ausstellung im Grazer Haus der Architektur zu entwickeln. Aber es gab auch ein ernsthaftes kriminalistisches Interesse, wer denn hier die Gewinner von Krieg und Privatisierung seien.

Was ist aus Titos Flaggschiffen geworden?
Es existierten zum Zeitpunkt meiner Recherchen noch sehr viele melancholische Hotel- und Resort-Ruinen entlang der Adria, jedenfalls mehr als neu gebaute oder top sanierte. Dies lag vor allem auch an den ungeklärten Besitzverhältnissen. Die großen Tourismusbetriebe in Jugoslawien wurden in sozialistischer Selbstverwaltung geführt auf Grund und Boden errichtet, der im sozialen Eigentum aller stand. 1991 ließ die nationalistische Regierung Tuđman das soziale Eigentum auf kroatischem Boden verstaatlichen – in der Absicht, es im Kreise ihm vertrauter Patrioten zu privatisieren. Dazu kam es nicht mehr, denn mit der Unabhängigkeitserklärung im Mai begann der Krieg, 80 Prozent der Hotelanlagen an der Adria wurden schließlich als Flüchtlingslager benutzt, und manche sind seitdem nie mehr auf die Beine gekommen. Als mit Jahren Verspätung die Privatisierung und die Reinvestitionen tatsächlich wieder anliefen, war die Kärntner Hypo-Alpe-Adria-Bank ganz schnell groß mit dabei – und ebenso schnell zahlungsunfähig! Und der Investitionsboom durch die Krise vorübergehend wieder beendet.

Wie steht das alles in Verbindung mit Ihrer Gastprofessur?
Die geografische und inhaltliche Verbindung meiner Arbeiten mit dem Alpen-Adria-Raum ist ja offenkundig. In weiteren Arbeiten beforschte ich die Arbeitsmigration im alpinen Tourismus oder den Lebensraum Straße entlang der pan-europäischen Straßenverkehrskorridore zwischen dem ehemaligen Osten und Westen Europas – auch diese durchkreuzen die Alpen-Adria-Region.

Was vermitteln Sie den Studierenden in der Lehrveranstaltung?
Die Studierenden erhalten einen Einblick in kulturwissenschaftlich geprägte Tourismus-Theorien und in die Geschichte einer kulturwissenschaftlich inspirierten Forschung zu Hotels. Es ist sehr erstaunlich, dass viele von den Studierenden bereits sehr spezielles Wissen über bestimmte Hotels in die Lehrveranstaltung mitbringen. Sie analysieren anhand von Befragungen, Beobachtungen und Diskursanalysen, wie Sehnsüchte bezüglich bestimmter Reisedestinationen und Typen von Hotels produziert und reproduziert werden, warum Hotels scheitern oder erfolgreich sind. Es ist durchaus spannend zu erforschen, wie ein aus einem bäuerlichen Hintergrund hervorgegangenes Hotel in den Kärntner Bergen gewachsen ist, welche Motive zu den immer neuen Investitionen führten und wie diese finanziert wurden – wie also die Erlebnislandschaft Hotel von Gästen und Gastgebern gemeinsam gestaltet wird.

An welchem Projekt arbeiten Sie derzeit?
Dem Wiener Nordwestbahnhof. Anlässlich der Wiener Weltausstellung von 1873 noch prominent eröffnet, wurde der Bahnhof nach dem 2. Weltkrieg zu einem wichtigen Logistikzentrum und Güterumschlagplatz in Innenstadtnähe ausgebaut. Gleichzeitig verschwand er dadurch auch aus dem Bewusstsein der WienerInnen. Bevor das Areal nun aber einem neuen Wohnbaugebiet weichen wird müssen, habe ich mich mit meinem Kollegen Michael Hieslmair am Gelände eingemietet, um in einem Projektraum vor Ort dessen Geschichte aufzuarbeiten und um die wirtschaftshistorische Bedeutung dieses vorübergehend vergessenen Ortes im Zentrum Wiens in Erinnerung zu rufen: Hier sind die ersten frischen Fische 1899 aus der Nordsee in Wien angekommen; 1938 fand aber auch hier die NS-Propagandaausstellung „Der Ewige Jude“ statt. ✶

Zur Person

Michael Zinganel studierte Architektur in Graz, Kunst an der Jan van Eyck Academy Maastricht und promovierte in Zeitgeschichte an der Universität Wien. Er arbeitet als Kulturwissenschaftler, Künstler und Kurator in Wien: u. a. über transnationale Mobilität, Massentourismus und Migration. Er ist Mitbegründer von Tracing Spaces. Zum Thema Tourismus publizierte er u. a. *Holiday after the Fall – Seaside Architecture and Urbanism in Bulgaria and Croatia*. Berlin: jovis 2013.

Im Kosmos von *Anke Bosse*

Aufzeichnung: *Barbara Maier* Foto: *Daniel Waschnig*

Mein gewählter Ort ist der Aussichtsturm auf dem Pyramidenkogel, weil er mitten in Kärnten steht und man gleichzeitig etwas enthoben ist. Von hier aus sieht man je nach Wetterlage nach Italien, Slowenien und bis nach Deutschland hinüber. Weitblick ist mir sehr wichtig. In Kärnten fällt mir die Tendenz auf, allzu sehr um sich selber zu kreisen. Da ist Weitblick ganz dringend vonnöten, und zwar vor allem mental. Es geht um die Überwindung der Grenzen im Kopf, um Horizonterweiterung. Ich bin froh, dass die Universität und das Musil-Institut hier tagtäglich ganz wichtige Beiträge leisten. Und nicht nur sie.

Ich wollte immer Forschung mit Lehre verbinden. Ich mag es, mich mit jungen Menschen auszutauschen und zu erleben, wie sie beginnen, Selbstbewusstsein zu entwickeln und ein Profil auszubilden. Ich empfehle ihnen, noch während des Studiums ein Semester in die Welt hinauszugehen und nicht erst danach. So erst finden sie heraus, was und wer sie sind.

Die Vielsprachigkeit und das Internationale haben sich bei mir durch die Laufbahn in Deutschland, Frankreich, der Schweiz und Belgien ergeben. Kärnten passt dazu, weil es zum vielsprachigen Alpen-Adria-Raum gehört. Sprachen halten sich ja nicht an Landesgrenzen. Ich finde es gut, dass die Universität diese Idee als Programm hat.

Meinen Mann kenne ich seit 1998. „Schuld“ ist Peter Handke. Als junge Universitätsprofessorin wollte ich die Griffener Handke-Ausstellung nach Belgien holen. Aufbau und Technik der dafür extra konzipierten Wanderversion waren aber so kompliziert, dass einer der Ausstellungsarchitekten mitgefahren ist. Das war mein Glück. Dietmar Kaden, mein späterer Mann, kam mit. Es hat bei uns gleich beim ersten Mal gefunkt.

2005 heirateten wir. Doch wir mussten bis 2015 – also insgesamt 17 Jahre – durchhalten, bis wir an einem Ort zusammen leben konnten.

Es gibt auch ein Leben außerhalb der Literatur. Ich mag Musik, besonders Klassik und Jazz. Dietmar spielt Schlagzeug, ich – leider viel zu selten – Klavier. Außerdem wandern wir gern. Wenn Klagenfurt in der Nebelsuppe liegt, erklimmen wir von Ottmanach aus den Magdalensberg und essen oben Kasnudln. „Erwandert“ schmecken sie besonders gut. Oder es geht zur Klagenfurter Hütte in die Karawanken, zum Alten Loibl, zum Monte Luschari … Und mal schnell nach Slowenien, nach Italien fahren zu können, ist einfach fantastisch.

Im Sommer gehen wir, wenn uns die Arbeit Zeit dafür lässt, baden. Das Strandbad Klagenfurt mögen wir wegen der Menschenmassen nicht, da sind uns die vielen kleinen Seen und Bäder lieber. Wir haben beide das Kroatische Küstenpatent für Motorboote. Ich bin also selber Skipperin. Ich wollte nie eine von den Frauen sein, die bloß am Deck herumliegen und höchstens beim Anlegen mit dem Seil an Land hüpfen dürfen. Nun sind wir jedes Jahr mindestens einmal in Kroatien, mieten uns ein Boot und legen in schönen Buchten an, wann und wo es uns gefällt.

Dietmar ist Architekt, einer der beiden Architekten dieses Aussichtsturms. Die regelmäßig versetzten Ellipsen, durch die der Turm seine einzigartige skulpturale Form erhält, ist seine Idee. Wenn man so unterschiedliche Berufe hat, hat man sich auch was zu erzählen. Nach Hause kommen und jemand ist da, ist eine besondere, schöne Situation. Wir sind gegenseitig unsere wichtigsten Ratgeber. Aber man muss nicht immer alles bereden. Das stillschweigende Einverständnis gibt es immer wieder. Ein besonderer Moment.

Zur Person

Geboren:
1961 in Hannover, Deutschland

Beruf:
Universitätsprofessorin für Germanistik, Leiterin vom Robert Musil-Institut / Kärntner Literaturarchiv

Ausbildung:
Studium der Germanistik, Romanistik und Komparatistik in Göttingen, Avignon, München

Kosmos:
Pyramidenkogel, Keutschach in Kärnten, am 20. Dezember 2017

freunde & förderer

Optimiert!

Michael Gruber ist Maschinenbauer, studierte an der AAU Informationstechnik und gründete Anfang des Jahres das Start-up Sensolligent. Er hat eine Software entwickelt, die industrielle Fertigungsstraßen virtuell nachbaut und es dadurch ermöglicht, Produktionsprozesse zu prüfen und zu optimieren, ohne laufende Maschinen abstellen zu müssen. Sensolligent wird vom Kärntner Wirtschaftsförderungs Fonds und dem build! Gründerzentrum Kärnten gefördert. Das Unternehmen Springer Maschinenfabrik ist Kunde erster Stunde und beteiligt sich an der Firma.

Karrierewege

AAU/Stabentheiner

Die Podiumsdiskussion und Veranstaltungsreihe „Karrierewege“ widmet sich dieses Semester möglichen Arbeitsfeldern in der Erwachsenenbildung | Life Long Learning | Bildungsmanagement. Erfolgreiche AbsolventInnen berichten von ihrem Berufseinstieg, ihren Erfahrungen aus der Praxis und geben Studierenden individuelle Tipps für ihre Berufsplanung. Die Veranstaltung findet in Kooperation mit der ÖH Klagenfurt/Celovec statt und ist damit eine wertvolle Plattform für den beruflichen und persönlichen Austausch von Studierenden und AbsolventInnen in Kärnten.

18. April 2018 | 17.00 Uhr
AAU-Campus | Stiftungsgebäude
Anmeldung: karriere@aau.at
Eintritt frei

Werfen Sie einen Blick in ...

das aktuelle Weiterbildungsprogramm des Alumni-Netzwerks! Es reicht von Workshops zu Soft-Skill-Themen wie (Selbst-)Präsentation, Rhetorik und Konfliktmanagement über Seminare zu Fachthemen wie Führung bis hin zu IT-Kursen wie Adobe Photoshop, InDesign oder SPSS.
www.aau.at/alumni

Wussten Sie, dass ...

... Sie das Karriere-Service der AAU auf Bewerbungsgespräche vorbereitet, Sie individuell berät und Ihre Bewerbungsunterlagen checkt?

Vernetzt!

interactive!
DAS KARRIEREPROGRAMM

Das studienbegleitende Karriereprogramm „interactive!“ fördert engagierte Studierende und vernetzt sie frühzeitig mit innovativen Unternehmen in Kärnten. Das Programm umfasst Workshops und Seminare zu Soft Skills und Fachwissen. Außerdem gibt es Firmentage, an denen im Umfeld der Unternehmenspraxis Studierende und Wirtschaft schon frühzeitig in konstruktiven Austausch kommen. Das Karriereprogramm zeigt sehr gute Berufschancen auf dem Kärntner Arbeitsmarkt auf und ist eine erfolgreiche Initiative für „Brain Gain“. An Bord waren zuletzt Privatbrauerei Hirt, Infineon, STRABAG, bitmovin und Kleine Zeitung.

Der nächste Durchgang startet im Wintersemester 2018/2019.
www.aau.at/interactive

Neue Stiftungsprofessur „Industrie 4.0“

Die Alpen-Adria-Universität Klagenfurt und die Technische Universität Graz richten eine gemeinsame Stiftungsprofessur ein. Im Schnittfeld von Künstlicher Intelligenz, Operations-Research und Produktionsmanagement widmet sie sich dem Zukunftsthema „Industrie 4.0: Adaptive und Vernetzte Produktionssysteme“. Der/Die StiftungsprofessorIn wird sowohl an der AAU als auch an der TU Graz tätig sein. Zehn Stifter sind mit an Bord. Für die nächsten fünf Jahre stehen drei Millionen Euro bereit.

Text: *Theresa Kaaden* Fotos: *Nataliya Hora/Fotolia & Christina Supanz*

Die neue Stiftungsprofessur „Industrie 4.0: Adaptive und Vernetzte Produktionssysteme“ ist wesentlicher Baustein zum Aufbau eines Forschungs- und Lehrzentrums zum Thema Industrie 4.0 im Süden Österreichs. An der AAU und der TU Graz sind bereits Forschungsgruppen zum Themenfeld „Neue Technologien in der Produktion“ tätig. Die Stiftungsprofessur soll nun die Stärken beider Universitäten im Bereich autonome, adaptive und vernetzte Produktionssysteme weiterentwickeln und eng mit den relevanten Forschungsgruppen in Klagenfurt und Graz zusammenarbeiten. Ziel ist es, neue Methoden der Künstlichen Intelligenz in der Produktion zu etablieren.

„Die AAU besitzt schon seit mehr als 20 Jahren herausragende Forschungskompetenzen in den Themenbereichen Künstliche Intelligenz, Operations-Research und Produktionsmanagement. Mit der Stiftungsprofessur vertiefen wir diese Kompetenz weiter, sodass sich nun vier Lehrstühle mit Anwendung und Forschung von Künstlicher Intelligenz beschäftigen“, so Gerhard Friedrich, Dekan der Technischen Fakultät der AAU. Geforscht wird in Graz und in Klagenfurt, an beiden Standorten wird Forschungspersonal aufgebaut. Zweck der gemeinsamen Stiftungsprofessur sind neben der Förderung von Forschungsprojekten im Bereich Industrie 4.0 auch die Mitgestaltung der universitären Ausbildung in den Themenfeldern Produktion, Logistik, Robotik, Planung, Konfiguration, Diagnose, Analytics und Optimierung. Friedrich betont: „Die enge Kooperation mit der Industrie schafft zusätzliche Synergien, von der die Region Kärnten und Steiermark profitieren wird. Unsere Studierende erhalten die Möglichkeit, in einem anwendungs- und wissenschaftsorientierten Umfeld zu gefragten Spitzenkräften heranzuwachsen.“

Die StifterInnen (von links): Martin Kohlmayr, Hirsch Armbänder GmbH; Michael Reipp, incubed IT GmbH; Erlfried Taurer, Constantia Industries AG, FunderMax, Isovolta AG; Sandra Venus, Kärntner Wirtschaftsförderungs Fonds; Manfred Haas, Infineon Technologies AG; Siegfried Huber, Kärntner Sparkasse AG; Johann Krainer, Privatstiftung Kärntner Sparkasse; Andrea Hoffmann, TU Graz; Oliver Vitouch und Gerhard Friedrich, AAU; Hans Kostwein, Kostwein Maschinenbau GmbH.

Ein Wiedersehen mit … *Solveig Menard-Galli*

Solveig Menard-Galli hat an der AAU Angewandte Betriebswirtschaft studiert und ist heute CFO der Business Unit Clay Building Materials Europe der Wienerberger AG. Im Interview mit *ad astra* erzählt sie, wie sich die Arbeitswelt im Controlling verändert hat, warum sie den Austausch mit Studierenden so schätzt und wie sich die Unternehmenskultur von Österreich und den Niederlanden unterscheidet.

Interview: *Theresa Kaaden* Fotos: *Wienerberger AG & privat*

Was fällt Ihnen ein, wenn Sie an Ihre Studienzeit zurückdenken?
Radikale Veränderung. Zu meiner Studienzeit gab es tatsächlich noch kein Excel, und jetzt ist es das Brot- und Buttergeschäft für jeden Controller und Finanzler weltweit. Das ist schon sehr aufregend, was da in den letzten Jahren im Feld der Digitalisierung passiert ist und wie das massiv die Art und Weise, wie wir arbeiten, verändert hat. Artificial Intelligence, Machine Learning, das steckt heute vielleicht noch in den Kinderschuhen, die möglichen Anwendungen im Business Umfeld entwickeln sich jedoch rasant. Es ist interessant zurückzublicken: Wo war das Controlling vor zwanzig Jahren, was hat sich alles verändert und was heißt das

für heutige Studierende, die bald ins Berufsleben einsteigen.

Was geben Sie ihnen mit auf den Weg?
Offenheit für Neues, offen sein für Weiterbildung und Weiterentwicklung. Mit dem Studium hat man eine gute Basis, aber das reicht nicht. Es gibt so viele Themen, die sich immer wieder neu auftun, wo es notwendig ist, sich mit ihnen auseinanderzusetzen. Mein Wissen weiterzugeben und gemeinsam mit Studierenden an Business-Cases zu arbeiten und neue Tools zu diskutieren, das finde ich sehr spannend und wertvoll. Das ist auch der Grund, warum ich so gerne in der Lehre bin. Man bekommt viel zurück, auch für meine Position.

Wie schaffen Sie das zeitlich?
Das passiert natürlich in meiner Freizeit, da nehme ich mir ein paar Tage Urlaub, um wieder eine Lehrveranstaltung anbieten zu können. Aber es zahlt sich aus, denn mir persönlich gibt das wirklich Energie, und es macht mir einfach auch Spaß.

Wie haben Sie Ihre Karriere begonnen?
Nach dem Studium habe ich als Universitätsassistentin bei Professor Kropfberger am Institut für Controlling und Strategische Unternehmensführung angefangen. So habe ich das Berufsleben einer Wissenschaftlerin kennengelernt, immer mit voller Unterstützung der Professoren. Mit Mitte zwanzig durchläuft man eine Phase, in der man sich erst selbst finden und überlegen muss, was man in seinem Berufsleben wirklich machen will. Ich wusste dann immer mehr, dass ich in die Praxis gehen wollte, und habe begonnen, bewusst nach außen zu schauen. Auch darin wurde ich positiv gefördert, das war einfach toll.

Wohin sind Sie dann gewechselt?
Ich habe bei Pago International in Klagenfurt als Controllerin angefangen. Pago wurde damals als Tochterunternehmen der Brau Union geführt, und innerhalb von zehn Jahren habe ich verschiedene Finanzpositionen bis zum CFO innegehabt. Dann wurde die Brau Union durch den Heineken-Konzern übernommen. Für mich persönlich war es extrem spannend zu sehen, wie ein Take-Over, den man im Studium in der Theorie gelernt hat, von einem Weltkonzern in der Praxis umgesetzt wird. Vor allem der Human-Resource-Approach von Heineken war ein anderer, mit viel mehr internationalen Möglichkeiten. Sie haben verstärkt nach MitarbeiterInnen gesucht, die international arbeiten wollen und das Potenzial haben, mehr Verantwortung zu übernehmen. In diesem Kontext habe ich dann das Angebot bekommen, aus meiner Pago-Funktion in die Heineken Holding nach Amsterdam zu wechseln. Dort war ich erst im Corporate Controlling und dann als CFO in der lokalen Heineken Niederlande Organisation tätig.

Gibt es Unterschiede in der Unternehmenskultur zwischen den Niederlanden und Österreich?
Was ich an den Niederlanden sehr geschätzt habe, sind die flachen Hierarchien in den Organisationen. Die MitarbeiterInnen laufen wirklich beim CFO rein und sagen „das ist mir aufgefallen“ oder „das finde ich nicht gut“. Man hat direktes Feedback und kann Dinge offen angehen. Das bedeutet aber auch, dass sehr viele MitarbeiterInnen in Diskussionen und Entscheidungen miteingebunden werden, was auch sehr viel Zeit in Anspruch nehmen kann. In Österreich sind wir sehr diplomatisch, das hat seine Vorteile. Manchmal ist das aber auch nicht sehr effizient, vor allem im internationalen Umfeld ist es oft wichtig, dass man klare Ansagen macht und in seinen Formulierungen nicht zu vage bleibt. Grundsätzlich ist Österreich nach meiner Erfahrung sehr auf Mitarbeiterentwicklung bedacht und schaut, dass jeder dort arbeitet, wo er sich nach seinen Stärken am besten entfalten kann.

Heute sind Sie Finanzvorständin einer Business Unit der Wienerberger AG, dem weltweit größten Ziegelproduzenten mit 200 Produktionsstandorten in über 30 Ländern. Was macht ein CFO?
Was ich am wichtigsten finde, ist die finanzielle Transparenz der Ergebnisse eines Unternehmens nach innen und nach außen sicherzustellen. Nach außen ist man natürlich an internationale Financial-Standards gebunden. Noch viel wichtiger ist aber die Transparenz nach innen, um das Business besser führen zu können und rechtzeitig zu wissen: wo sind Problemfelder, wo müssen wir eingreifen, was wollen wir in der Zukunft erreichen und welche Investition macht am meisten Sinn? Wesentlich dabei ist es, Entscheidungen gemeinsam mit den KollegInnen im Management-Team faktenbasiert zu treffen. Dazu kommt Risk- und Compliance-Management, also sicherzustellen, dass Risiken transparent gemacht und minimiert werden und Policies und Regeln eingehalten werden. In diesem Sinne sind neben fachlicher Kompetenz und Verständnis für das Business vor allem auch Leadership und Integrität wichtige Grundlagen für die Position als CFO.

Nehmen Sie sich Auszeiten?
Man muss schon aufpassen, dass man sich nicht total vereinnahmen lässt von E-Mail, Social-Media und dem Telefon, das man permanent bei sich hat. Man muss sich bewusst digitale Auszeiten nehmen und sagen: „Ich geh jetzt Ski fahren, lass das Telefon zu Hause und fahr ein paar Stunden durch die weiße Skiwelt.“

Welche Skiwelt wäre das und wie verbringen Sie Ihre Zeit sonst am liebsten?
Wir haben ein Haus auf der Gerlitzen, und da kommt die Familie oft zusammen. Wir verbringen viel Zeit beim Skifahren, Mountainbiken oder Wandern in den Bergen. Im Sommer sind wir auch gerne an der Adriaküste mit dem Segelboot unterwegs. Sport und Natur liegen mir sehr am Herzen.

Wo sehen Sie sich in 10 Jahren?
Grundsätzlich macht mir der Job sehr viel Spaß, das Finanzthema zieht sich ja bei mir durch mein Leben, und in diesem strategischen Feld möchte ich auch weitermachen. ✶

Talente fördern!

Die Alpen-Adria-Universität Klagenfurt und die Landeshauptstadt Klagenfurt initiieren gemeinsam ein „Klagenfurt-Stipendium“ zur Förderung von ausgezeichneten Masterstudierenden.

Interview: *Theresa Kaaden* Foto: *Martin Steinthaler & Stadtpresse/Fotostudio Stippich*

Das Klagenfurt-Stipendium wird jährlich ausgeschrieben und fördert mit 300 Euro monatlich Masterstudierende, deren Werdegang herausragende Leistungen in Studium und Beruf erwarten lässt. Das Stipendium finanziert sich als „Matching-Fund“ über öffentliche und private Mittel. Unternehmen, AbsolventInnen, Vereine und Privatpersonen engagieren sich und vergeben Stipendien in der Höhe von 150 Euro monatlich. Die Landeshauptstadt Klagenfurt verdoppelt diese Fördersumme. Rektor Oliver Vitouch sieht das Stipendium als große Chance, um die Zukunft der Region nachhaltig zu gestalten: „Das Klagenfurt-Stipendium ist eine Maßnahme für den Brain Gain und Anstoß für eine neue Stipendienkultur. Gemeinsam mit Persönlichkeiten aus Wirtschaft und Politik fördern wir ökonomische Prosperität und die Chancen kommender Generationen.“ Veranstaltungen rund um das Klagenfurt-Stipendium vernetzen Wirtschaft und Wissenschaft, Theorie und Praxis, ArbeitgeberInnen und herausragende Nachwuchskräfte.

Frau Bürgermeisterin Mathiaschitz, warum haben Sie das Klagenfurt-Stipendium ins Leben gerufen?
Kluge Köpfe sind die wichtigste Ressource unserer Gesellschaft. Mit dem Klagenfurt-Stipendium wollen wir einerseits der Abwanderung talentierter NachwuchswissenschaftlerInnen entgegenwirken und andererseits auch engagierte JungakademikerInnen nach Klagenfurt holen. Durch das Stipendium wird es uns gelingen, Klagenfurt im internationalen Wettbewerb um kluge Köpfe nachhaltig zu positionieren und den Wirtschaftsstandort zu stärken.

Was möchten Sie mit dem Klagenfurt-Stipendium erreichen?
Wenn wir die Region nachhaltig weiterentwickeln wollen, brauchen wir jeden schlauen Kopf und können es uns nicht leisten, dass talentierte JungwissenschaftlerInnen abwandern. Was möglich ist, beweisen die vielen erfolgreichen Start-up-Unternehmen, die sich im Lakeside Park angesiedelt haben und ihren Ursprung an der Alpen-Adria-Universität hatten.

Bei der Vergabe des Klagenfurt-Stipendiums zählen nicht nur Noten, sondern auch individuelles, herausragendes Engagement. Warum ist dieser ganzheitliche Leistungsbegriff so wichtig?
Wir wollen mit dem Klagenfurt-Stipendium einen neuen Weg einschlagen, deshalb zählt für uns neben den Noten auch besonderes Engagement der BewerberInnen. Es sollen jene Masterstudierende gefördert werden, die sich auch ihrer Verantwortung gegenüber der Gesellschaft bewusst sind.

Warum liegt Ihnen die Spitzenförderung so am Herzen?
Bildungsförderung umfasst für mich zwei wesentliche Aspekte. Einerseits haben wir den Auftrag, Bildung – auch eine universitäre Ausbildung – möglichst vielen Menschen zu ermöglichen, und andererseits gilt es, Talente gezielt zu fördern. In unserem Leitbild haben wir festgeschrieben, dass Klagenfurt eine Bildungsstadt ist. Da wir über sämtliche Bildungseinrichtungen verfügen, sind wir in der glücklichen Lage, dass es kaum Einschränkungen beim Zugang zur Bildung gibt. Was uns noch gefehlt hat ist ein „Modell“, durch das wir gezielt wissenschaftliche Talente fördern können. Das Klagenfurt-Stipendium ist ein nachhaltiges Programm, mit dem wir Spitzenförderung im Bereich der universitären Ausbildung etablieren wollen. ✶

Das Klagenfurt-Stipendium richtet sich an ausgezeichnete Masterstudierende der AAU und unterstützt sie mit 300 Euro monatlich für vier Semester.

Sie möchten ein Stipendium vergeben?
www.aau.at/klagenfurtstipendium

Sommer Campus 2018

An den letzten Tagen im Schuljahr finden die „**Alternativtage**“ an der AAU statt. Am 3. und 4. Juli 2018 haben Schülerinnen und Schüler Gelegenheit, die Universität und den Campus kennenzulernen. Workshops aus den Bereichen Wirtschaft, Technik, Sprachen und Kultur stehen am Programm.
www.aau.at/sommercampus

Inspire! Lab eröffnet

Auf 190 Quadratmeter können bis zu 30 SchülerInnen und WissenschaftlerInnen experimentieren und forschen und ihre **Ideen spielerisch verwirklichen**. Das inspire! Lab ist ein Raum, der Innovation und den unternehmerischen Geist inspirieren soll. Die Möbel und Wände sind mit einer speziellen Beschichtung versehen, wodurch sie magnetisch und mit den kreativen Ideen beschreibbar sind.
www.aau.at/inspire

Wussten Sie, dass ...

... die AAU am Standort Klagenfurt **32.804** Quadratmeter Unterrichts- und Nutzfläche hat?

25 Jahre WIWI

Steinthaler

25 Jahre der Dynamik, des innovativen Denkens und Handelns in Forschung und Lehre liegen hinter der **Fakultät für Wirtschaftswissenschaften**. Dieses Jahr feiert sie ihr **25-jähriges Bestehen**. Zu diesem Anlass wird es eine Feier geben, bei der u. a. die Absolventen Wolfgang Wrumnig (Finanzchef von Siemens) und Uwe Sommersguter (Chefredaktion der Kleinen Zeitung) in einen dynamischen Dialog zu den Themen Karriere, Herausforderungen der Zukunft und Digitalisierung treten.

14. Juni 2018 | 14:00 Uhr | Hörsaal A

AAU unter den besten „Jungen“ der Welt

In der QS-Rangliste 2018 wird die Universität zu den weltweit besten Universitäten unter 50 Jahren gezählt. Das Ranking „Top 50 Under 50“ basiert auf den aktuellen QS World University Rankings. Die AAU reiht sich zu den **besten 150 Universitäten** weltweit. Die konsequenten Bestrebungen der Universität Klagenfurt in Richtung Forschungsexzellenz und Internationalisierung tragen damit Früchte.

Waschnig

Das USI am Uni-Campus – mehr als ein Sportzentrum

Das USI-Gebäude gibt es erst seit 2007, und doch ist es vom Campus nicht mehr wegzudenken. Das USI übernimmt eine Vielzahl von Aufgaben: Es bietet ein umfangreiches Angebot für eine bewegte, sinnvolle Freizeitgestaltung und stärkt das Bewusstsein für die Notwendigkeit der Integration von Bewegung in Alltag, Studierendenleben und Beruf.

Interview: *Annegret Landes* Fotos: *USI & privat*

Das Kursprogramm: jedes Semester wieder voller Überraschungen
Die Bereitstellung eines attraktiven Kursprogramms ist die Kernaufgabe des USI – und jedes Semester wieder eine neue Herausforderung. Allein im Sommersemester 2017 ist die Zahl der angebotenen Kurse auf 262 angestiegen. Bei der Erstellung des Kursprogramms gilt: es soll vielseitig sein, die Wünsche möglichst vieler KursteilnehmerInnen befriedigen, neue Trends berücksichtigen, auf die Evaluationen eingehen und dann noch zeitlich und logistisch umsetzbar sein. Die Quadratur des Kreises sozusagen. Und jedes Semester schafft es das kleine USI-Kernteam wieder, ein bravouröses Angebot auf die Beine zu stellen: Für jede/n finden sich die passenden Kurse, egal ob Aerobic Workouts, Gymnastik, Outdoorsport, Spielsportarten, Tanz, Turnen, Akrobatik, Wasser- oder Trendsport.

Frauen haben die Nase vorn
Die Kursstatistik zeigt in den letzten Jahren einen ungebremsten Aufwärtstrend. Besonders im Jahr 2007 war ein sprunghafter Anstieg zu verzeichnen: Dieser ging einher mit der Eröffnung des neuen USI-Gebäudes direkt am Campus. Bis auf wenige, speziell ausgeschriebene Kurse richten sich alle USI-Kurse an beide Geschlechter gleichermaßen. Der Frauenanteil in Bezug auf die Inskriptionen bleibt in den letzten Jahren konstant bei circa 70 Prozent. Frauen präferieren Gymnastik und Workout-Kurse, Männer wählen eher die klassischen Ballsportarten.

Nachgefragt bei USI-Direktor Franz Preiml

Herr Preiml, wie waren Ihre Anfänge am USI?
Begonnen hat alles vor über 15 Jahren. Zu diesem Zeitpunkt existierte lediglich die so genannte „alte Kraftkammer“ im Studentendorf, darüber einige Büroräume. Nach fünf Jahren gelang es dann, mit dem neuen USI-Gebäude eine vielseitige Sportstätte direkt am Campus zu errichten.

Wie kam es zur Idee für das neue USI-Gebäude?
Ich war der Meinung, dass eine Übungsstätte am Campus unerlässlich ist. Es sollte ein Ort sein, an dem man auch noch andere Projekte mitbetreuen kann. Mit der

Unterstützung der damaligen Rektoren und in vielen Gesprächen und Diskussionen war es dann möglich, das Gebäude im März 2007 zu eröffnen. Nun können wir rund 250 Kurse im Semester anbieten und haben knapp 6.000 TeilnehmerInnen. Da hat sich viel getan.

Was macht Ihnen an Ihrem Job am meisten Spaß?
Er ist sehr vielseitig. Einerseits sind wir eine Service- und Dienstleistungseinrichtung für Studierende und Bedienstete mit der Aufgabe, ein interessantes Sport-, Freizeit-, Bewegungsprogramm von früh bis abends anzubieten. Unsere zweite Kernaufgabe sind die Wettkämpfe. Wir organisieren 15 Kärntner akademische Meisterschaften, den Kosiak-Löwen und zwei österreichische akademische Meisterschaften im Jahr, außerdem beschicken wir die Welt- und Europameisterschaften, bis hin zur Universiade.
Aber das eigentliche Privileg ist es, dass parallel dazu an der Uni die Freiheit besteht, Ideen und Visionen zu entwickeln, das schätze ich sehr. So sind viele Projekte, Kooperationen und Aktionen umgesetzt worden, und das USI hat sich zu einer unabhängigen Kompetenzstelle im Sport entwickelt. Ein Beispiel dafür ist das erfolgreiche Programm Spitzensport und Studium. Das ist die eigentliche Qualität des Jobs.

Sie haben gerade Spitzensport und Studium erwähnt. Das ist ja ein Leuchtturmprojekt.
Der Charme dieser Universität ist, dass wir klein und damit intern auch sehr gut vernetzt sind. Nur so funktionieren solche Projekte: auf kurzen Wegen und mit persönlichen Kontakten. Klein zu sein hat dabei seine Vorteile. Ich habe mir immer darüber Gedanken gemacht, wie wir Erfolg haben können, wo wir eine passende „Lücke“ finden, um Angebote an anderen Universitäten nicht zu kopieren, sondern etwas Neues zu schaffen. Der nächste Schritt ist eventuell ein Lehramtsstudium „Bewegung und Sport“, aber auch in der Thematik „Wirtschaft und Sport“ gibt es Ausbildungsmöglichkeiten. Durch die Realisierung dieser Vorhaben könnten am Campus neue und interessante Perspektiven entwickelt werden.

Bei den vielen Sportarten, die das USI anbietet: was ist Ihr eigener Lieblingssport?
Ich habe immer viele Sportarten gleichzeitig gemacht – das ist eine Stärke und eine Schwäche. Derzeit präferiere ich (altersbedingt) Schifahren, Schitouren und Mountainbiken. Aber eigentlich war und bin ich immer noch ein begeisterter Ballsportler von Basketball bis Tennis.

Und privat?
Familie und Beruf sind für mich sehr wichtig und haben mich immer voll ausgefüllt, und daher habe ich immer andere Angebote (Vereine, Politik…) abgelehnt. Ich sehe es als riesige Qualität, dass ich im Beruf Dinge machen kann, die ich gerne und mit Überzeugung mache. Beruf ist für mich Intensität, Kontakt, Kommunikation – in der Freizeit suche ich die Ruhe, die Natur, entspanne mich gerne mit unterschiedlichster Musik und einem guten Buch.

Was wäre der Wunsch an die Zukunft?
Dass der Sport unpolitisch wird (bleibt), nicht für Macht und Prestige eingesetzt wird. Dass Sport die wichtigste und schönste „Nebensache“ bleibt.

Zur Person

Franz Preiml ist seit 15 Jahren USI-Direktor in Klagenfurt. Er studierte in Wien und Innsbruck Lehramt in der Fächerkombination Bewegung und Sport/Geographie.

Helligkeit und offene Atmosphäre

Nach zwei Jahren intensiver Bautätigkeit ist die Sanierung von Zentral- und Nordtrakt abgeschlossen. Die lichtdurchflutete Aula, die hellen, modern ausgestatteten Hörsäle und die großzügigen Kommunikationsflächen in der Aula lassen alles im neuen Glanz erstrahlen. Die Bilder zeigen, wie sich die Universität verändert hat.

Fotoreportage: *Lydia Krömer* Fotos: *Daniel Waschnig*

1. & 2. Mit dem Vordach aus Metall bekommt der Haupteingang ein offenes und modernes Gesicht. // **3.** Haupteingang vor der Sanierung // **4.** Helle Stiegenaufgänge // **5.** Blick in den Seminarraum im Nordtrakt // **6.** Eine offene und lichtdurchflutete Aula // **7.** So sah die Aula vorher aus. // **8.** 3.300 m² Wände wurden abgebrochen. //

9. & 10. Offener und moderner Empfangsbereich mit Blick in die Studienabteilung. // **11.** Die Mensa-Cafeteria vor der Sanierung // **12.** Mehr Platz für das M-Cafe der Mensa // **13.** Offene, helle und zentrale Aula mit großzügigen Lern-, Arbeits- und Kommunikationszonen. // **14.** Abgehängte Decken lassen die Aula freundlicher erscheinen. // **15.** Hörsaal 1 vor dem Abbruch // **16.** Blick in den neuen Hörsaal 2 // **17.** Der neue Hörsaal 1 bietet Platz für rund 190 Studierende.

Was sagen die Studierenden zur neuen Aula?

Fotos: *Daniel Waschnig*

Anna Pinter, Bachelor Geschichte

„Nun ist viel mehr Platz in der Aula. Früher bin ich hier nie länger gesessen, weil alles so eng war und ich nie einen Platz bekommen habe. Zum Arbeiten und Lernen bin ich daher immer in die Bibliothek ausgewichen. Das muss ich jetzt nicht mehr, da die runden großen Tische sich sehr gut zum Arbeiten eignen. Das ist ein großer Vorteil zu früher. Auch die Kantine ist sehr großzügig und ansprechend gestaltet. Allgemein wirkt die Aula viel freundlicher, moderner und heller."

Denise Kacic, Master Angewandte Betriebswirtschaft

„Alles ist viel heller, größer und schöner geworden. Vor dem Umbau war alles so gedrängt, nun gibt es ausreichend Sitzmöglichkeiten und man kann sich in der Aula eher treffen als früher. Die modernen und bequemen Sofas laden zum Sitzen, Reden und Entspannen ein. Für Gruppenarbeiten finde ich die großen Tische ideal. Ich bin überrascht, wie schön es geworden ist. Es ist nicht mehr so altmodisch und finster, man fühlt sich einfach wohler."

Ben Betzen, Master Angewandte Informatik

„Ich bin erstaunt: Es ist um einiges schöner geworden. Alles wirkt viel freundlicher, netter und man hat viel mehr Sitzplätze. Ich habe auch das Gefühl, dass sich viel mehr Studierende in der Aula aufhalten. Dadurch lernt man mehr Menschen kennen und es ist auch sozialer geworden. Besonders freut mich, dass die Cafeteria größer geworden ist und man dadurch mehr Auswahl an Speisen hat."

KLAGENFURT AM WÖRTHERSEE

ALPEN-ADRIA UNIVERSITÄT
KLAGENFURT | WIEN GRAZ

DIE HÄLFTE IST SCHON FINANZIERT. ÜBERNEHMEN SIE DIE ZWEITE!

Holen Sie ein begabtes Talent (zurück) nach Kärnten und vergeben Sie ein Stipendium für ein Masterstudium.

Als Unternehmen, AbsolventIn, Verein oder Privatperson vergeben Sie ein Stipendium in der Höhe von 150 EUR monatlich und die Landeshauptstadt Klagenfurt verdoppelt Ihre Fördersumme.

www.aau.at/klagenfurtstipendium

„Das Klagenfurt-Stipendium würde mir den Rücken freihalten, um noch mehr Workshops für Schülerinnen und Schüler anbieten zu können und so junge Menschen für Technik zu begeistern."

Max Kesselbacher, 25, Informatik

klagenfurt stipendium

Seit 1835

Glücksmomente schaffen.
Nehmen Sie Platz und erleben Sie
unsere exklusive Betreuung.

Ihr Private Banking-Team
der Kärntner Sparkasse

bigbang